




Brandraketen,

ein

Feuerwerk

für

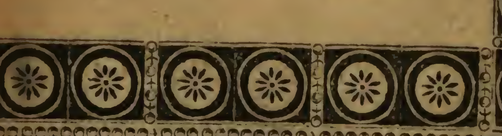
Engländer.

In zwanglosen Heften.

Erster Heft.

Mit einem Kupfer.

London, 1808.
Im Büreau der Ausländer.





<36616652390012



Oh Lord oh Lord which way Shall I turn me.

Brandraketen,
ein
Feuerwerk
für
Engländer.

In zwanglosen Heften.

Erster Heft.

Mit einem Kupfer.

London, 1808.
Im Büreau der Ausländer.

Vorrede.

Unser Zeitalter ist das Zeitalter der Wiedergeburt der Menschen und der Staaten. Alles muß seine ungerechten Ansprüche aufgeben; der Kampf gegen dieselben ist begonnen, und Ruhe und Friede kehrt nicht eher wieder, als bis es keine ungerechter Weise angemaßte Gewalt mehr giebt. Das Feudalsystem ist Schuld an dem französischen Revolutionskriege, und das Feudalsystem muß abgeschafft werden, wenn die Nationen wieder zu Ehren, die Staaten wieder zu Macht und die Menschheit wieder zu Kräften kommen soll. Was das Feudalsystem des festen Landes begonnen hatte, das sezte die englische egoistische Handelspolitik fort. Sie sah, daß England beim Kriege gewann; sie erkannte, daß Frankreich durch die langen, verheerenden Kriege nicht sobald wieder im Stande seyn werde, eine beträchtliche Flotte auszurüsten und einen einträglichen aus-

gebreiteten Colonialhandel zu treiben. Sie arbeitete daher ununterbrochen auf Frankreichs Ohnmacht hin, um ihren ewigen Nebenbuhler ganz außer Stand zu setzen, je wieder einen Kampf mit England zu beginnen, aber Frankreich gieng aus allen Coalitionskriegen mächtiger hervor, und hat jezt einen Gipfel von Größe und Macht erstiegen, auf dem in der neuen Welt noch nie eine Nation, noch nie ein Staat gestanden hat.

Das feste Land sieht das englische Ministerium als die Ursache an, daß immer wieder neue Kriege entstehen, daß es sich von den blutigen Verheerungen gar nicht erholen kann, daß alles Mark in den teutschen Ländern ausgesogen, daß aller Wohlstand verschwindet und daß selbst die Nationalcultur bedrohet wird, welche die Teutschen mit so vieler Anstrengung, mit so bewundernswürdiger Ausdauer und mit so vielem Genie errungen haben. Die Teutschen wissen die englische Nation von den englischen Ministern zu unterscheiden; sie rechnen jener nicht zu, woran diese Schuld sind; sie erkennen jener viele herrliche Tugenden und glänzende Eigenschaften zu, welche diese gänzlich verleugnen. Nicht die englische Nation, sondern sein Ministerium ist Schuld an den

ewigen Kriegen, welche die Welt verheeren. Das englische Ministerium hat die Umstände und die Lage herbeigeführt, in der sich jezt Europa befindet, und die es mit so gerechten Besorgnissen erfüllt. Alles steht jezt auf dem Spiele, alles ist bedrohet, und selbst das Ehrwürdige und Heilige wird zum Spott, wenn nicht dem Kriege bald ein Ende gemacht wird. England kann dies, England vermag, der Welt den Frieden zu schenken; denn es läßt sich nach einer vernünftigen Politik annehmen, daß, wenn England Concessionen macht, auch Frankreich dergleichen machen wird. Noch nie wurde ein Friede nach einem eroberungsreichen Kriege geschlossen, wo nicht beide Theile etwas nachgaben, wo nicht beide Theile Eroberungen herausgaben und wo nicht beide etwas von ihren Ansprüchen nachließen. Giebt England seine anmaßenden Foderungen auf, so wird ihm Frankreich nicht nachstehen wollen; denn es läßt sich von so vollendeten Politikern, als die französische Regierung enthält, nicht denken, daß sie nicht einsehen sollten, daß, wenn man nicht alle Macht in Händen hat, man auch nicht alles erreichen kann, und daß eine allzu große Macht den Keim des Verderbens in sich trägt und früh oder spät ihren Untergang findet.

In dieser Zeitschrift wollen wir die englische Regierung und die Engländer, welche an derselben Theil nehmen oder ihr Beifall geben, und ihre Maaßregeln charakterisiren, wie sie sind. Wir wollen ihr nicht Unrecht thun, aber wir wollen ihr feindseliges System, ihre Kriegswuth in dem Lichte darstellen, daß jeder denkende und unpartheiische Leser einsehen soll, wer an dem ewigen Blutvergießen Schuld ist. Wo der Eigennutz die oberste Triebfeder ist, wo die Uebermacht Gesetze vorschreibt, da kann nichts als Verbrechen und Schandthaten zur Welt kommen. Was auf Unrecht gegründet ist, das kann keine heilsamen Früchte tragen, das kann der Menschheit keine goldnen Tage bringen.

Wir wollen den Teutschen das Verfahren der englischen Regierung und ihrer Anhänger in einem Spiegel vorhalten, damit sie auf einmal das System, das sie befolgt, die Maximen, die sie beseelt, die Absichten, nach deren Erreichung sie strebt, übersehen und durchschauen können. Gegen Unrecht, gegen übermüthige Anmaßungen, gegen freche Ansprüche, gegen Verderben schwangere Maximen und gegen von der Hölle erzeugte Grundsätze werfen wie Brandraketen, nicht gegen die Tugend, nicht gegen den geehrten und liberalen

Mann, nicht gegen die Gerechtigkeit und Freiheit der Nationen; dies sind uns heilige Gegenstände und wer diese antastet, der verdienet, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehangen und er in den ersten besten Fluß geworfen werde, nicht um zu ertrinken, sondern um im Wasser Buße zu thun.

Wir haben viele Materialien gesammelt, welche zur Aufdeckung des Verfahrens der englischen Herrscher in allen Erdtheilen dienen; wir werden Aufschlüsse über die geheimen Triebfedern geben, welche den Monarchen und sein Cabinet leiten; wir werden die Maximen, nach welchen die englische Politik verfährt, mit aller der Energie und mit allem dem Unwillen aufstellen, den ein ungerechtes Verfahren in jedes Menschen Brust erregt. Wir bekämpfen nicht Personen, sondern ihre ungerechten, grausamen Handlungen; wir tasten nicht die Ehre des Schuldlosen an, sondern wir gehen bloß dem Schuldigen muthig zu Leibe. Das Recht soll siegen, die Wahrheit soll triumphiren, die Freiheit und die Gerechtigkeit soll den Weltthron besteigen, das ist unser Wunsch, das ist unser Bestreben. Wer in diesem Sinne arbeitet, wer aus diesem Gesichtspunkte das schreckliche Schauspiel betrachtet, das man jezt aufführt, der soll uns willkommen seyn; wir werden ihn gern in unsere Mitte



aufnehmen, und wenn er uns Beiträge mittheilt, die diesem Streben und diesen Absichten entsprechen, so werden sie von uns dankbar benuzt werden. Alles leidet jezt in der schrecklichen Periode, die kaum je ihres Gleichen in der Weltgeschichte hat, weil die Menschen gebildeter sind und daher alle Leiden tiefer empfinden als ehemals. Ihr Mitleid erstreckt sich nicht bloß auf ihre Umgebungen, sondern auf alles, was Mensch heißt, mag es wohnen, wo es will, mag es in Afrika oder in Neuholland, in Kamtschatka oder in Amerika die Rolle des irdischen Lebens spielen, die keiner Andern in den Weg tritt. Diese Zeitschrift erscheint in zwanglosen Heften. Wir binden uns an keine bestimmte Frist, um nichts zu übereilen. Wir wollen das Ungerechte entlarven und das Gute und Große, das Weise und Gerechte bei Ehren erhalten.

C... im Febr. 1808.

W... und L...

Inhalt.

Seite.

Seite.

*) Im Texte heißt es Seemacht, welches ein Druckfehler ist.

Der Graf von Liverpool, die Triebfeder aller Bewegungen des englischen geheimen Cabinets.

Selten ist ein Regent so selbstständig, daß nicht seine Umgebungen mehr oder weniger Einfluß auf seine Entschlüsse hätten. Der König von England ist alt und schwach, sein Verstand hat durch seine Geisteskrankheit sehr gelitten, und sein Charakter zeichnet sich mehr durch eine von Vorurtheilen geleitete Hartnäckigkeit, als durch feste Grundsätze aus. Von den frühesten Jahren her ist er an einen Mentor gewöhnt, der ihn leitet und der weit mehr Einfluß auf die Regierung hat, als öffentlich sichtbar wird. Anfänglich war diese Triebfeder des englischen geheimen Cabinets der Lord Bute und nach dem Tode dieses der Lord Liverpool.

Die englische Verfassung kennt in Ansehung der vollziehenden Gewalt bloß den König und die Minister, die für alles, was sie thun, verantwortlich sind. Man glaubt gewöhnlich, daß die englischen Minister nach Willkühr den Einfluß der Krone benutzen, daß sie eigenmächtig Beschlüsse fassen und daß sie beliebig über Krieg und Frieden

entscheiden. Dies wäre zwar der Verfassung gemäß, allein seit vielen Jahren hat sich in England ein geheimes Cabinet gebildet, das aus den Vertrauten des Königs besteht, das Minister ernennt und absezt und das alle Macht der Krone in Händen hat. Die Minister sind bloß leidende Werkzeuge, und selbst Pitt mußte seinen Abschied nehmen, als er nicht in alle Plane einstimmte, welche das geheime Cabinet entworfen hatte, das eigentlich die Stelle des Willens des Königs vertritt und daher auch nicht verantwortlich ist.

Seit Georg III. Thronbesteigung war der Lord Bute das Haupt und die Seele des geheimen Cabinets, und da er des Königs Hofmeister gewesen war, so vermochte er sehr viel über ihn. Bei seinem Tode empfahl der Lord Bute dem Könige seinen Sekretär Jenkinson, den er ihm als einen Mann schilderte, welchem er sein ganzes Vertrauen schenken und dessen Rathe er blindlings folgen könne: denn er werde nie einen andern Zweck haben, als das Interesse der Krone.

Diese Empfehlung wirkte, der König schenkte Jenkinson sein ganzes Vertrauen; dieser wurde darauf Lord Hawkesbury und endlich Lord Liverpool und Direktor des geheimen Cabinets, und nach Chatams Ausdrucke: eine Person hinter dem Throne, welche höher ist als der Thron selbst. Der Plan des geheimen Cabinets gieng von jeher dahin, die Vorrechte

der Krone zu erweitern und den Weg zu einer absoluten Gewalt zu bahnen. Diesen Zweck glaubte man vorzüglich durch die Kriege zu erreichen, die England unter Georg III. Regierung so häufig und lange geführt hat. Daher gab man den rechtmäßigen Foderungen der nordamerikanischen Kolonien nicht nach, daher wollte man sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs mischen und die Bourbons wieder auf den Thron erheben, um die Aufmerksamkeit des englischen Volkes von den Punkten wegzulenken, auf die man vorzüglich hinarbeitete, und die man gern unbemerkt lassen wollte. Pitt hatte anfänglich gar keine Lust zu einem Kriege gegen Frankreich, indem er sich bloß mit der Verbesserung des Finanzzustandes von England abgab; allein er wurde bald in das Interesse und in die geheimen Plane des Cabinets gezogen, indem man ihn theils mit dem Verluste seiner Stelle bedrohete, theils durch Ränke und durch die Furcht vor Aufruhr in England zu der Partei des geheimen Cabinets hinüberzog.

Der Lord Liverpool ist ein Mann von vielen Talenten, schlau, ränkesüchtig; er arbeitet unaufhörlich auf den Zweck hin, den er sich vorgesezt hat. Er nennt sich bisweilen, wie dies auch einige andere Mitglieder des geheimen Cabinets thun, einen Freund des Königs. „Dieser Freund Ihrer Person, Sire, sagt ein englischer Schriftsteller, ist ein Feind des Volkes



er hüllt sich in Butes Mantel, und hat alle die Geschmeidigkeit, Treulosigkeit, Härte und Gleichgültigkeit gegen Ehre und Volksmeinung, wodurch sich jemand nothwendig Verachtung und Haß zuziehen muß; er macht, daß man selbst vor dem Alter keine Ehrfurcht und Achtung hat. Dieser Mensch, Sire, ist Ihrem Volke schon seit dreißig Jahren verhaßt; selbst Ihre Minister hassen ihn, aber sie sind so schwach, so nachgiebig und genöthigt, sich vor Ihrem geheimen Cabinet zu krümmen und vor ihm zu kriechen, so daß sich sein Ansehen mit dem Abscheu des Publikums vermehrt, und daß die Einträglichkeit seiner Aemter alles übersteigt, nur nicht seinen Geiz und seine Niederträchtigkeit."

Ein anderer Engländer sagt von dem Lord Liverpool: „die Bande der Dankbarkeit und der Freundschaft sind für ihn fremd; für die Empfindungen einer erhabenen Ehrbegierde ist er todt; sein einziges Streben ist auf Macht gerichtet. Er rühmt sich, daß er den Thron schütze und zwar nicht bloß gegen die Opposition, sondern auch gegen die Diener desselben, und er hindert sie Gutes zu thun, bloß aus Mißgunst und Furcht, sie möchten etwas zu viel Popularität erhalten."

Der Lord Liverpool ist ein geschworner Feind der Franzosen und ihrer Regierung; er haßt die Freiheit und fürchtet, daß Frankreich in Ansehung seiner Macht und seines Reichthums mit England nicht bloß rivalisiren,

sondern es auch endlich vielleicht gar verschlingen möchte. Sein Sohn ist der Lord Hawkesbury, der, im Jahre 1770 geboren, zu Oxford studirte, wo er sich in dem Griechischen und Lateinischen große Kenntnisse erwarb. Zu Anfange der französischen Revolution befand er sich in Paris, wo er mit den Häuptern der verschiedenen Parteien in Verbindung stand, über deren Charakter und Absichten er der englischen Regierung die genauesten Nachrichten mittheilte. Zu Ende des Jahres 1791 hatte er eine Unterredung zu Coblenz mit den angesehensten Ausgewanderten, und von jeher war er ein Feind der französischen Regierung, deren Untergang er auf alle Art zu befördern suchte.

Der Prinz von Wallis und die Mrs. Fitzherbert.

Wenn die Gewaltigen dieser Erde ein ausschweifendes Leben führen, so schwächen sie nicht bloß die Ehrfurcht, welche die Niedern ihrem Stande schuldig sind, sondern zerstören auch nach und nach die Staaten selbst, indem sie allen Lastern Thür und Thor öfnen. Der Prinz von Wallis, der in Zukunft den englischen Thron besteigt, ist 1762 geboren und besizt glückliche Anlagen; allein schon von früher Jugend an hat er sich vielen Ausschweifungen überlassen und dadurch eben so sehr seinen Geist als seinen Körper geschwächt. Besonders auffallend ist seine Verbindung mit der Mrs. Fitzherbert, die schon über zwanzig Jahre dauert, und die zwar einmal auf einige Zeit unterbrochen gewesen, aber doch bald wieder angeknüpft worden ist. Der Gemahl der Mrs. Fitzherbert hielt sich einst eine zeitlang in Portugal auf; seine Gemahlin blieb in England, wo sie der Prinz kennen lernte und ihn so sehr zu bezaubern wußte, daß er sich sogar mit ihr trauen ließ. Sie ist zwar über zehn Jahr älter als der Prinz, ist von katholischer Religion, und ihre Ehe mit

dem Prinzen ist ungültig, weil sie ohne Einwilligung des Königs geschehen ist; allein der Prinz hängt doch standhaft und fest an ihr und vernachlässigt seine edle Gemahlin gänzlich. So groß die Einkünfte des Prinzen auch sind, so reichen sie doch zu seiner ausschweifenden Lebensart nicht hin. Schon mehrmals hat die Nation seine Schulden bezahlt, diese aber wachsen immer wieder von neuem, indem er sorglos und leichtsinnig Ausgaben macht, ohne zu wissen, wie er sie bezahlen kann.

Man behauptet, der Prinz von Wallis habe der Mrs. Fitzherbert, die schon zweimal verheirathet gewesen ist, versprochen, sie zu einer Herzogin zu machen, so bald er zur Regierung gelange. Sie genießt ein sehr ansehnliches Jahrgeld von dem Prinzen. Nach den englischen Gesetzen verliert der Prinz sogar alle Ansprüche auf den Thron, sobald seine Heirath mit der Fitzherbert als einer Katholikin gewiß bekannt würde. Daher umgiebt diese Sache stets eine Dunkelheit, die man mit allem Rechte zu unterhalten sucht.

Der Prinz hält es fast stets mit der Oppositionspartei, und ob er schon derselben vor einigen Jahren eine zeitlang untreu wurde, so kehrte er doch nach dem Frieden mit Frankreich zu ihr zurück, und ernannte Hrn. Erskine zu seinem Kanzler, welche Stelle lange unbesezt gewesen war. Das Betragen des Prinzen ist sonst populär

und Viele hoffen, daß wenn er König werden, er seine Denkart und seine Lebensart ändern werde.

Die folgende Geschichtserzählung enthüllt einige von den Geheimnissen, welche über der Verbindung des Prinzen mit der Mrs. Fitzherhert schweben, und wir eilen, sie unsern Lesern mitzutheilen.

Nathanael Jefferys war ein Juwelenhändler, der dem Prinzen von Wallis sehr viele Waaren geliefert hatte, aber immer keine Bezahlung erhielt. Er trat endlich mit einer Klage gegen den Prinzen auf; die Geschwornen erkannten seine Foderung für richtig und erklärten, daß er bezahlt werden sollte. Allein die Bezahlung erfolgte nicht, und Jefferys war zu Grunde gerichtet. Er gab daher im Juny 1806 eine Schrift heraus, worin er das ganze Verfahren erzählte, das der Prinz und mehrere andere Personen gegen ihn beobachtet hatten. Diese Schrift machte in London gewaltiges Aufsehen, zumal da mehrere Personen darin vorkommen, welche mit dem Prinzen in genauer Verbindung stehen, und erlebte in kurzem acht Auflagen. Wir lassen nunmehro Hrn. Jefferys selbst erzählen.

Obschon keine große Anstrengung nöthig ist, sagt er, die Gerechtigkeit meiner Sache ins Licht zu stellen, so ist es mir doch äußerst unangenehm, zur Rechtfertigung meines Charakters, den man schwer verleumdet hat, sie zur Kenntniß des Publikums zu bringen, weil dadurch das

Benehmen einer dem Range nach so erhabenen Person, als Se. Königl. Hoheit der Prinz von Wallis ist, von einer nicht eben liebenswürdigen Seite erscheint.

Im Jahre 1783 fing ich das Geschäft eines Juwelierers und Goldschmids in Piccadilly an, und wenig Tage darauf, als ich mein Geschäft begonnen hatte, wurde ich zu dem Prinzen von Wallis nach Buckinghamhouse gerufen.

Se. Königl. Hoheit empfing mich mit so viel Artigkeit, und nahm mich durch seine Herablassung dergestalt ein, daß ich mir bei meiner Jugend und Leichtgläubigkeit einbildete, mein Glück sey durch seine Freundlichkeit gemacht.

Hr. Gray, ein angesehener Juwelierer und ein Mann von sehr achtungswerthem Charakter, welcher izt in Sackvillestreet wohnt, machte um diese Zeit die meisten Geschäfte mit dem Prinzen von Wallis; und ob ich gleich bisweilen Aufträge von Se. Königl. Hoheit erhielt, so war es doch erst um das Jahr 1788 oder 89, daß meine Geschäfte mit dem Prinzen von Wallis die Bedeutung erhielten, welche seitdem so traurige Folgen für mich gehabt hat.

Um die so eben erwähnte Zeit verlangte Hr. Gray die Bezahlung der großen Foderungen, welche er an Se. Königl. Hoheit zu machen hatte. Dieser Schritt verdroß den Prinzen so sehr, daß er ihm keine weitern Aufträge



gab. Se. Königl. Hoheit ließ mich nun nach Carlton-house kommen, und trug unglücklicher Weise seine Gnade, welche er Hrn. Gray entzogen hatte, auf mich über. Von dieser Zeit an verging mehrere Jahre hindurch kein Tag, den ich nicht, mit Vernachlässigung meiner andern Geschäfte, wenigstens zur Hälfte zu Carlton-house zugebracht hätte, und wo ich nicht einige bedeutende Rechnungen für Waaren, die ich Se. Königl. Hoheit geliefert hatte, in meine Bücher eintragen mußte.

Wenn ich auch bisweilen bedenklich wurde, und mir die Folgen vorstellte, die dies haben könnte, und die mir meine erfahrnern und klügern Freunde beständig vorstellten, so wurde ich doch von diesem wohlthätigen Nachdenken immer wieder durch den immer gleichen und aufmunternden Beifall des Prinzen von Wallis abgehalten; er lobte den Eifer und den Fleiß, womit ich, ohne das geringste Bedenken oder Zögern, beständig jeden Auftrag vollzog, den er mir gab, ohne auf den Betrag der Summe Rücksicht zu nehmen.

So treu und innig auch die Anhänglichkeit und Ergebenheit gewesen war, welche ich bisher gegen den Prinzen von Wallis gehegt hatte, so trat doch jezt ein Umstand ein, welcher das Vertrauen auf den höchsten Grad trieb, das ich auf die Versicherungen Se. Königl. Hoheit wegen des Schutzes sezte, den er mir und meiner Familie künftig erzeigen würde, im Fall, was ich damals mir gar nicht

als möglich dachte, mich irgend ein Unglück betreffen, und mir eine Zuflucht zu einer solchen Protektion nothwendig machen sollte.

Obgleich die Umstände, worauf ich diese feste Hofnung von Sicherheit gründete, seitdem — wie ich gewiß glaube — die Ursache vieler der Unglücksfälle geworden sind, welche mich betroffen haben, und man mir deshalb, weil ich damals solche Schlüsse machte, einen großen Mangel an Klugheit und Vorsicht vorwerfen könnte, — so behaupte ich doch, daß, unter ähnlichen Umständen, manche von denen, welche mich verdammen, eben so wie ich gehandelt haben würden, wenn sie so wie ich damals berückt und getäuscht gewesen wären.

Den 28. Januar 1790 ließ mich der Prinz von Wallis nach Carlton-house kommen, und zwar zu einer weit frühern Stunde des Morgens als gewöhnlich. Mit einer in seinem ganzen Benehmen sichtbaren Gemüthsbewegung führte er mich in ein entlegeneres Zimmer, und sagte dann zn mir: er habe mich um eine sehr große Gefälligkeit zu bitten, die er, wenn ich sie ihm gewährte, stets für den allergrößten Dienst ansehen würde, den ich ihm je geleistet habe. Ich erwiederte, daß das, was Se. Königl. Hoheit als eine so große Gefälligkeit betrachteten, meine beschränkten Kräfte wohl weit übersteigen möchte; daß ich aber in Allem, was in meinen Kräften stehe, ganz



Se. Königl. Hoheit zu Diensten sey, und daß ich Se. Königl. Hoheit ersuche, mir seine Befehle wissen zu lassen.

Se. Königl. Hoheit äußerten darauf, ein Gläubiger der Mrs. Fitzherbert habe seine Bezahlung für eine Foderung von sechzehn hundert Pfund ohne allen weitern Aufschub verlangt; Se. Königl. Hoheit hätten H. Weltjé zu dem Gläubiger gesandt und ihn bitten lassen, er möchte diese Schuld auf die Rechnung des Prinzen setzen, allein der Gläubiger habe dies aus dem Grunde verweigert, weil Mrs. Fitzherbert als eine Dame, welche in den Augen des Gesetzes kein besonderes Privilegium ihres Ranges halber genieße, sogleich gerichtlich verklagt werden könne, welches der Fall bei Sr. K. Hoheit nicht sey. Dies, äußerte der Prinz, habe ihn so in Unruhe und Verlegenheit gesezt, weil er die Folgen fürchte, die daraus entstehen könnten, indem es nicht in der Macht Se. K. H. stehe, die Summe sogleich zu bezahlen, oder einen frühern Zahlungstermin zu bestimmen, als in drei bis vier Monaten. Die Bitte Se. K. Hoheit an mich war also diese: Ich möchte mich bei dieser Gelegenheit ins Mittel schlagen, und wo möglich jeder persönlichen Unannehmlichkeit für Mrs. Fitzherbert zuvorzukommen suchen, weil Se. Königl. Hoheit dadurch selbst auf das empfindlichste gekränkt werden würden.

Ich gab Se. K. Hoheit die Versicherung, daß ich Alles thun würde, was in meinen Kräften stehe, um dieses Geschäft abzumachen, und so wurde ich auf den andern Morgen wieder nach Carltonhouse bestellt, um die Resultate meiner Bemühungen mitzutheilen. Ich erschien zur bestimmten Zeit, und überreichte dem Prinzen von Wallis eine Quittung über die ganze Summe, — welche hundert und fünf und achtzig Pfund, eilf Schillinge und sieben Pence betrug, welche ich den Morgen bezahlt hatte, weil dieses das einzige Mittel war, den Gläubiger zu beruhigen, und Se. Königl. Hoheit von der Angst und Verlegenheit zu befreien, welche Sie so sehr zu drücken schien.

Se. Königl. Hoheit überhäuften mich mit Aeußerungen der größten Zufriedenheit, daß ich sein Verlangen so schnell erfüllt hatte, und versicherte mich seiner künftigen Unterstützung und Protektion. Diese Versicherung wurde auch so oft und mit solchen Betheurungen wiederholt und war mit so offenbaren Zeichen der Aufrichtigkeit begleitet, daß mein Vertrauen auf alle Seine Versprechungen und Zusicherungen, auch wenn es bereits wankend geworden wäre, dadurch gänzlich befestigt werden mußte.

Allein was muß die Welt denken, wenn ich ihr sage, daß ich in zehn langen Jahren des traurigsten Mißgeschickes, das bloß von meinem fortwährenden ähnlichen Vertrauen



herrührte, mich zu wiederholten Malen an Se. Königl. Hoheit mit Bitten um Hülfe vergebens gewandt habe, und das zwar nur in dem Maaße, wie er sie mir zu gewähren geneigt oder im Stande seyn möchte? Immer aber blieb er lau gegen meine dringendsten Bitten.

Sobald ich unglücklich war, verließ mich der Prinz von Wallis gänzlich und meine Dienste und seine Versprechungen waren ebenfalls vergessen.

Wenn ich jezt mit schmerzlicher Erinnerung auf das zurückschaue, was ich damals empfand und was ich seitdem erfahren habe, so kann ich wohl ausrufen:

— — 's giebt keine Kunst, der Seele Bildung im Gesicht zu finden; er war mein Herr, auf welchen ich das unbeschränkteste Vertrauen sezte.

Shakespear.

An demselben Tage, an dem ich dem Prinzen eine so große Gefälligkeit erwiesen und so freundliche Aeußerungen des Danks und Wohlwollens von seinen Lippen gehört hatte, kam der Prinz von Wallis Nachmittags zu mir in meine Wohnung nach Piccadilly und brachte Mrs. Fitzherbert mit, bloß in der Absicht, wie Se. Königl. Hoheit gnädig äußerten, um mir selbst für den großen und wesentlichen Dienst zu danken, den ich ihr diesen Morgen erwiesen hätte, indem ich Se. Königl. Hoheit und Mrs. Fitzherbert durch meine Verwendung

aus aller Verlegenheit gerettet habe. Se. Königl. Hoheit wiederholte zugleich dieselben Aeußerungen der Zufriedenheit und des Beifalls und dieselben Versicherungen ihrer Unterstützung, welche Sie mir des Vormittags schon gegeben hatten.

Ich berufe mich, um die Wahrheit meiner Erzählung von dem, was am Morgen des 29. Januar 1790 zu Carlton-house vorgegangen ist, außer Zweifel zu setzen, auf den General Hulse, einen Mann von anerkannter Rechtschaffenheit und Ehre. Der General Hulse erhielt von Se. Königl. Hoheit den Befehl, mir nach Verfluß von drei Monaten das Geld, das ich vorgeschossen hatte, wieder zu bezahlen, was denn auch um diese Zeit pünktlich geschehen ist. Allein ich bin doch geneigt zu glauben, daß die Wiederbezahlung dieser Summe von der Welt keinesweges so angesehen werden wird, als wäre nun zugleich mit der Schuld auch alle Verbindlichkeit gegen mich gänzlich aufgehoben.

Bei allem, was in meinem Hause vorgieng, als Se. Königl. Hoheit mit Mrs. Fitzherbert zu mir kamen, war eine noch jezt in meinen Diensten befindliche Person gegenwärtig. Gegen diese äußerte ich, unmittelbar nachdem sich der Prinz und Mrs. Fitzherbert sich entfernt hatten, daß, wenn ich jemals das Unglück haben sollte, die Gnade und Gunst des Prinzen zu verlieren, ich den Tag zu beklagen hätte, an dem Mrs. Fitzherbert

sich genöthigt gesehen habe, mir für meinen ihr erwiesenen Dienst zu danken; eine Bemerkung, wozu ich die Veranlassung in dem gekränkten Stolze fand, der in dem ganzen Benehmen der Lady unverkennbar war.

Ich würde kein so großes Gewicht auf die dem Prinzen von Wallis geleistete Hülfe legen, um Mrs. Fitzherbert aus einer Lage zu reißen, welche ihr und Se. Königl. Hoheit so viel Unannehmlichkeit verursachte, wenn nicht ganz besondere Umstände dazu gekommen wären. Mußte ich mich nicht im höchsten Grade durch die Zufriedenheit und den Beifall geschmeichelt fühlen, den mir Se. K. Hoheit zu erkennen gaben, so wie durch die unbegrenzten Versicherungen künftiger Unterstützung und Protektion, welche Se. Königl. Hoheit mir bei dieser Gelegenheit erneuerten?

Die Versicherungen Se. Königl. Hoheit, wodurch ich bei frühern Gelegenheiten aufgemuntert worden war, waren bloß eine Folge meiner Bereitwilligkeit überhaupt; allein in dem eben erwähnten Falle hatte ich Gelegenheit gehabt, den Prinzen von Wallis, den zukünftigen Thronerben, zu verpflichten, nicht etwa durch eine freiwillige zuvorkommende Höflichkeit von meiner Seite, sondern zu Folge einer dringenden Auffoderung, dasjenige zu thun, was Se. Königl. Hoheit eine sehr große ihm erzeigte Gefälligkeit nannten. Er nannte dies selbst eine große Verbindlichkeit; gestand, daß er dadurch von einer großen Angst befreit worden sey, und gab mir durch

das Versprechen einer reichlichen Belohnung eine gegründetere Veranlassung als je, mich auf seine Unterstützung zu verlassen, im Fall mich diejenigen Unfälle betreffen sollten, welche ich damals gar nicht in Betrachtung zog, welche mir aber meine Freunde stets als die wahrscheinlichen Folgen meines blinden und zuversichtlichen Vertrauens vorstellten. Ich dachte, Se. K. Hoheit würden mir Ihre Unterstützung (wenn ich sie in Anspruch nehmen sollte) wenigstens in dem Maaße angedeihen lassen, als ich ihm gefällig gewesen war, allein der Erfolg hat bewiesen, wie sehr ich mich in meiner Rechnung getäuscht habe. Durch den Grafen Moira ließ ich Se. Königl. Hoheit in dem Augenblicke einer bedenklichen Unpäßlichkeit sehr ernstlich um eine Unterstützung, nur biß zu dem oben bemerkten Betrage ersuchen; allein nie habe ich auf dieses unter so traurigen Umständen an ihn gerichtete Gesuch eine Antwort erhalten. Der Prinz von Wallis hat sogar zehn Jahre lang jedes an ihn gerichtete Gesuch um Unterstützung ganz unbeachtet gelassen, und das, was ich auf sein ernstliches Anliegen that, und worauf ich so sehr zu rechnen durch sein eigenes Geständniß verleitet wurde, ist — wie der Erfolg zeigen wird, — ihm, die Berichtigung die Schuld selbst ausgenommen, nie in die Gedanken gekommen.

Kann man leugnen, daß ich nicht äußerst grausam und ungroßmüthig getäuscht und hintergangen worden

bin? Kann man mir mit Recht den Vorwurf machen, daß ich jezt ungegründete Klagen erhebe?

Die einzige Vergeltung, die ich von Mrs. Fitzherbert für das erhalten, was sie selbst für einen großen Dienst ansah, war die, daß sie zu verschiedenen Zeiten Waaren ausnahm, mit denen ich handelte, wofür sich im Ganzen die Rechnung auf Ein hundert und zwanzig Pfund belief. Nie dachte sie aber daran, diese Rechnung zu berichtigen, ob sie mir gleich dieselbe eine sehr geraume Zeit schuldig war, und wegen des genauen Verhältnisses, worinn der Prinz von Wallis mit Mrs. Fitzherbert stand, wollte ich mich nicht gern durch Mahnen der Gefahr aussetzen, den Prinzen zu beleidigen, indem ich selbst Zeuge gewesen war, wie Se. Königl. Hoheit das Benehmen des Gläubigers aufnahm, der Mrs. Fitzherbert um Bezahlung ihrer Schuld angegangen war, welche ich, wie bereits erwähnt, bezahlt hatte.

Jezt sollte eine Veränderung in dem häuslichen Leben des Prinzen von Wallis eintreten, wovon das verbreitete Gerücht allgemeine Freude erregte; es war dieses nämlich die beschlossene Vermählung Sr. Königl. Hoheit mit der Prinzessin von Braunschweig und die Hoffnung, daß er sich endlich von Mrs. Fitzherbert trennen werde.

Gerade um diese Zeit brachte ich einen großen Theil

meiner Zeit zu Carltonhouse zu, und sollte ich auch den Prinzen von Wallis zu einer feindseligen Behandlung gegen mich reitzen, und Mrs. Fitzherbert erbittern, so will ich doch das nicht verhehlen, was ich, bei meinem häufigen Verkehr mit Sr. K. Hoheit Gelegenheit hatte, zu erfahren und zu beobachten.

Ich erkläre nämlich, daß es meine feste Ueberzeugung ist — so sehr auch nachherige Ereignisse, welche man mit Recht für Se. K. Hoheit, so wie für das Land unglücklich nennen kann, der Wahrscheinlichkeit meiner Behauptung zu widersprechen scheinen — daß Niemand in ganzen Königreiche eine aufrichtigere Freude über die vorgeschlagene Vermählung und die daraus erfolgende Trennung von Mrs. Fitzherbert zu empfinden schien, und wirklich empfand, als Se. K. Hoheit. Ich will die Aeußerungen Sr. K. H. darüber nicht wiederholen, ich brauche bloß zu sagen, daß das, was ich vernahm, nicht im geringsten geeignet war, meine Achtung gegen den Charakter dieser Lady zu erhöhen. — — Da alles mir die vorher gehegte Furcht benahm, Se. K. Hoheit könnten durch ein an sie gerichtetes Gesuch um Bezahlung beleidigt werden, so sendete ich ihr meine Rechnung zu; allein in dem Hause der Mrs. Fitzherbert erfuhr ich, daß ich mich wegen Bezahlung an den Prinzen wenden müßte. Ich benachrichtigte daher den Prinzen von

dem Vorgange, und dieser trug dem General Hulse auf, die Rechnung abzumachen.

Doch jezt zu meiner Erzählung zurück. Bei der vorhabenden Vermählung des Prinzen bekam ich von Sr. K. Hoheit Befehl, die bei dieser Gelegenheit erfoderlichen Juwelen zu liefern. Ich erhielt keine Vorschrift in Ansehung des Betrags, sondern ich sollte in jeder Art das Beste und Feinste schaffen, was zu haben sey. Es war nicht meine Absicht, bei Vollziehung dieser Befehle einen gar zu großen oder unnöthigen Aufwand zu verursachen, allein die Wichtigkeit der Veranlassung und die ausgedehnte Vollmacht, die ich erhalten hatte, und welche meine Ideen weit überstieg, erhöhte natürlich den Betrag bis zu einer ganz außerordentlichen Summe, nämlich bis auf vier und funfzig tausend Pfund: und beinahe zehn tausend Pfund kamen noch hinzu für Juwelen, welche von Sr. K. Hoheit bei der Vermählung der Königin und den Prinzessinnen zum Geschenk gemacht werden sollten.

Da man damals ausgebreitet hatte, daß ich — wie es doch keineswegs der Fall war — viel weiter gegangen sey, als es eben nothwendig gewesen, so muß ich, um diese Gerüchte zu widerlegen und dem Publikum die ganze Sache recht anschaulich vor Augen zu stellen, noch folgenden Umstand erzählen:

Ich hatte auf Verlangen des Prinzen von Wallis

eine Fassung zu dem Miniaturgemälde Sr. K. Hoheit, welches der Prinzessin nach Braunschweig überschickt werden sollte, besorgt; dieses war mit großen Brillanten umgeben, und mit einer brillantenen Kette versehen, welches zusammen sich auf zwei tausend fünf hundert Guineen belief. Sobald es fertig war, begab ich mich mit Sr. K. Hoheit nach Buckingham-House, um es erst der Königin zu zeigen, ehe es nach dem festen Lande abgeschickt würde. Ihro Majestät glaubten aber, daß es lange nicht prächtig genug für diese Gelegenheit sey, und ich besorgte nunmehro den erhaltenen Befehlen zu Folge ein anderes, dessen Werth sich auf mehr als vier tausend Pfund belief.

Konnte ich nur einen Augenblick glauben, — ohne den erhabenen und ehrwürdigen Charakter Ihrer Majestät zu beleidigen — daß ich bei Befolgung von Befehlen, welche aus solch einer Quelle kamen, etwas wagte? Ich glaubte es nicht, und hegte nicht den geringsten Zweifel in dieser Hinsicht. Ich handelte bloß dem Befehle gemäß, den ich erhalten hatte. Lange nach der Ablieferung der Juwelen wurde mir der Betrag meiner Rechnung von den Commissarien, die zu Regulirung der Angelegenheiten des Prinzen niedergesetzt waren, streitig gemacht.

Ich wollte mir den für mich nachtheiligen Abzug, den sie machen wollten, nicht gefallen lassen, und unterwarf meine Ansprüche einem Geschwornengerichte in drei Klagen gegen die Commissarien. Das Gericht versammlete

sich unter dem Vorsitz des Lord Oberrichters Kenyon, im Februar ein tausend sieben hundert und sechs und neunzig. Der Gegenstand des Prozesses betraf die Juwelen, welche für die Prinzessin geliefert worden waren, und deren Betrag sich, wie schon oben erwähnt, auf die Summe von 54,000 Pfund belief. Das Urtheil erkannte mir den vollen Betrag meiner Foderung zu, bloß die Leibrente auf den Prinzen abgerechnet, welche bei der Größe des Geschäftes und dem Verhältnisse des Schuldners eine nothwendige Klugheitsmaaßregel war. Der Oberrichter führte in seiner Anrede an die Geschwornen an, daß, da die Gefahr, welche jene Vorsicht nothwendig gemacht hätte, vorüber sey, die Leibrente vom Betrag der Rechnung abgezogen werden müsse. Mit dieser Entscheidung war ich natürlich zufrieden, besonders da sie mit der Bemerkung des Lord Kenyon begleitet war, daß nunmehro alle Gefahr vorüber sey.

Zu dieser Summe, welche mir durch die Erklärung der Geschwornen zugesprochen worden war, kamen noch Foderungen von beinahe noch zehn tausend Pfund für Juwelen, welche ich zu Geschenken an die Königl. Familie geliefert hatte, und Schuldverschreibungen Sr. K. Hoheit für früher gelieferte Waaren, welche sich auf vier und zwanzig tausend Pfund beliefen. Wegen der zwei zuletzt angeführten Summen erlaubten mir die Commissarien, welche in dem ersten Prozeß die Beklagten

gewesen waren, ebenfalls Urtheile auszubringen, und so war denn meine ganze Foderung durch die Aussprüche eines Geschwornengerichtes bekräftigt, jedoch mit Ausnahme der Leibrente aus der vorherangegebenen Ursache.

Ich hatte sogar noch das Vergnügen, von dem gegenwärtigen Lord Kanzler folgenden Brief als Antwort auf den meinigen zu erhalten, worinn ich ihm für seine Bemühungen bei dem Prozesse dankte:

Serjeants-Inn, den 19. Febr. 1796.

Mein Herr,

ich danke Ihnen recht sehr für Ihren verbindlichen Brief. Ich drückte in meinen Reden vor den Geschwornen meine eigenen Empfindungen aus, und äußerte sie deshalb so lebhaft, weil es meinen größten Unwillen erregte, daß man so ungescheut gewagt hatte, die Berichtigung einer so gegründeten und ehrenvollen Foderung zu verweigern.

Wenn die Rechtsbeistände bei solchen Gelegenheiten, nicht zeigen — daß es ihnen Ernst ist, so würde es um die Freiheit der englischen Gerichtshöfe gänzlich geschehen seyn.

Ich bin, mein Herr,

Ihr ergebenster Diener.

An Mr. Jefferys. Thom. Erskine.

Ehe ich mich in einen Prozeß einließ, glaubte ich dem Prinzen von Wallis einen Beweis meiner schul-



digen Achtung dadurch zu geben, daß ich ihm die Nothwendigkeit vorstellte, sowohl meinen Charakter zu rechtfertigen, als mein Vermögen zu sichern, da beides so sehr bei der Sache Gefahr lief, und ich äußerte zugleich die Hofnung, Se. K. Hoheit würde mir die Erlaubniß nicht verweigern, mich vor dem Geschwornengerichte dem äußerst beträchtlichen Abzug zu widersetzen, den die Commissarien an meiner Foderung machen wollten.

Se. K. Hoheit äußerten darauf, Sie gäben meinem Verfahren Ihren ganzen Beifall, und indem er sich an den Grafen von Cholmondely (damals Lord Kammerherrn bei Sr. K. Hoheit) wandte, bat er ihn, der gerichtlichen Verhandlung beizuwohnen, und nöthigen Falls zu erklären, daß der Prinz nicht das geringste gegen die Redlichkeit meines Benehmens in allen seinen Verhältnissen mit mir einzuwenden habe.

Lord Cholmondely erschien also bei der gerichtlichen Verhandlung; allein die Rechtsbeistände für die Beklagten (die Commissarien) wollten ihn nicht vor Gericht lassen, indem sie erklärten, sie seyen in dieser Hinsicht vollkommen beruhigt, und als ich den Rechtsausspruch erhalten hatte, wünschten mir Se. K. Hoheit zu dem guten Ausgange meiner Sache Glück.

Ich hatte also alle Ursache, mit meiner Lage zufrieden zu seyn. Der Prinz hatte es gebilligt, daß ich mich dem von den Commissarien mir angesonnenen Abzuge

widersezt hatte; das Geschwornengericht hatte günstig für mich entschieden; der gegenwärtige Lord Kanzler hatte in seinem gewöhnlichen nachdrucksvollen Style durch den vorhin angeführten Brief seine Meinung über meine Ansprüche zu erkennen gegeben, und der Prinz gratulirte mir zum glücklichen Ausgange der Sache. Ueberdies ereignete sich noch ein Umstand, der meine Zufriedenheit mit dem Vertrauen des Prinzen erhöhte; ich bekam nämlich Gelegenheit, Sr. K. Hoheit auf Ihr dringendes Anliegen eine Gefälligkeit zu erweisen, welche mein Vertrauen auf die theilnehmende Gesinnung des Prinzen bei den nun bald darauf mir zugestoßenen Unglücksfällen gar sehr bestärken mußte; allein unglücklicherweise mußte ich erfahren, daß meine ganze Berechnung nichts als eine eitle Spekulation gewesen war.

Als ich einsmals mit dem Prinzen, nicht lange vor seiner Vermählung mit der Prinzessin von Wallis, allein war, fragten mich Se. K. Hoheit, ob ich nicht auf etliche Tage etwas Geld entbehren könne. Ich erwiederte, ich hätte so eben sechs hundert und dreißig Pfund in meinem Portefeille, allein diese seyen zu einem besondern Behuf bestimmt, sonst würde ich sie nicht bei mir haben; da indessen Se. K. Hoheit das Geld nicht länger als auf einige Tage zu haben wünschten, so stehe ein Theil von dieser Summe zu Diensten. Se. K. Hoheit nahmen vier hundert und zwanzig Pfund davon; und

indem er mir seinen wärmsten Dank zu erkennen gab, versicherte er mich zugleich, daß ich sie in zehn Tagen gewiß wieder erhalten sollte. Ich wollte gar keine Verschreibung über dieses, wie ich glaubte, so kurze Darlehn annehmen; allein statt zehn Tage wartete ich geduldig weit länger als ein Jahr. Ich hatte nunmehro mein Geschäft aufgegeben, ich trat aber oft dem Prinzen in den Weg, weil ich glaubte, meine Gegenwart würde ihn an die Schuld erinnern, und ihn bewegen, sie abzutragen, da die Anfangs bestimmte Zeit so weit überschritten worden war — allein man nahm nicht die geringste Notiz davon. Da ich durch den Abzug von der mir durch den ehrenvollen Ausspruch der Geschwornen zuerkannten Summe (wie dieses im Folgenden umständlicher gesagt werden wird) in sehr drückende Umstände gerathen war, so sahe ich mich endlich wider meinen Willen genöthigt, den Prinzen zu erinnern, wobei noch verschiedene Umstände vorfielen, welche ich darzulegen mich verpflichtet fühle.

Da ich mein Geschäft aufgegeben hatte, so hatte ich nicht mehr so oft Gelegenheit, den Prinzen zu sehen, als vormals. Ich fand nur mit Mühe Zutritt zu Carltonhouse, und fand ich ihn ja, so wurde ich fremd und kalt aufgenommen. Mit dem Sinken meiner Glücksumstände veränderte sich auch das Benehmen des Prinzen gegen mich auffallend. Ich wurde darüber äußerst unruhig.

Ich sahe die Stunde meines gänzlichen Ruins unausbleiblich herannahen; die unerwartete Täuschung meiner Hoffnung, nicht die ganze mir durch Urthel und Recht zuerkannte Summe zu erhalten, machte mich ganz unglücklich.

Durch Herrn Tyrwhitt, damals Sekretair des Prinzen, bat ich Se. K. Hoheit um eine Audienz. Ich erschien zweimal, jedesmal bestellt, und wartete mehrere Stunden. Endlich trat der Prinz nebst verschiedenen Herren ins Zimmer, und fragte mich in einem hastigen Tone: was ich wollte? Ich war darüber so betreten, daß ich kaum wußte, was ich sagen sollte. Se. K. Hoheit sagten darauf: Ich glaube, ich bin Ihnen noch etwas schuldig — vier hundert und zwanzig Pfund — brauchen Sie das jezt? — Ich erwiederte: wenn es Sr. K. Hoheit gelegen sey. Der Prinz sagte: sehr wohl, und verließ das Zimmer ohne ein Wort weiter zu sagen. Ich wußte also nicht, wenn ich das Geld erhalten sollte.

Aeußerst niedergeschlagen verließ ich Carltonhouse und traf in Pall-Mall den verstorbenen Admiral Payne an, der der vertraute Freund und Sekretair des Prinzen gewesen, aber kürzlich entlassen worden war. Er fragte mich, ob ich kürzlich zu Carltonhouse gewesen wäre, und ich erzählte ihm den Vorgang. Er nannte das Benehmen des Prinzen unedel, sagte aber, er wollte mir einen Weg zeigen, mein Geld zu erhalten.

Wir gingen eine beträchtliche Zeit zusammen in St. James Square herum, als er anfing, ich würde mein Geld sogleich erhalten, wenn ich einen Brief schreiben wollte, wie er mir ihn angeben würde. Ich folgte seinem Rathe und schrieb den nämlichen Tag noch an den Prinzen. Ich bat ihn wegen dieser Freiheit um Verzeihung, entschuldigte mich mit meinen dringenden Umständen, ich sagte, daß es beinahe 15 Monate wären, daß ich ihm die 420 Pfund geliehen, und daß ich soviel in seinem Dienste eingebüßt habe. Zugleich erinnerte ich ihn daran, daß ich ihm nur auf wenig Tage das Geld vorgestreckt habe, ich hofte daher, Se. K. Hoheit würden nicht eher nach Newmarket reisen — wohin er den folgenden Tag wollte — als bis Sie mir das Geld wieder erstattet hätten. Aus Höflichkeit hätte ich, als ich diesen Morgen Sr. K. Hoheit persönlich aufgewartet, des Umstandes nicht gedacht, weil so viele aus seinem Gefolge zugegen gewesen wären.

Dieser Brief that die Wirkung, die der Admiral Payne erwartete; ich erhielt das Geld noch denselben Abend. Dieser Mahnbrief brachte, wie ich glaube, den Prinzen so sehr auf, daß er alles das vergaß, was er seit Jahren Verdienste genannt hatte. Se. K. Hoheit sahen dies für eine Beleidigung an, die nie verziehen werden könne und Sie sind noch der Meinung.

Kurz darauf im Jahre 1799 wurden meine Ange-

legenheiten so mißlich, daß ich alles, was ich hatte, verkaufen mußte, und da ich wieder etwas anfangen wollte, so war es natürlich, daß ich wieder an mein voriges Geschäft, an das eines Juweliers und Goldschmids dachte; ich hofte, meine vorigen Verbindungen wieder zu erhalten, und da ich nicht im geringsten zweifelte, daß der Prinz alles dazu beitragen werde, um mir wieder aufzuhelfen, so schrieb ich den 25. Oktober 1799 einen Brief an ihn; allein ich täuschte mich gar sehr. Der Prinz unterstüzte mich durch nichts.

Unter den mißlichsten Umständen fing ich mein neues Geschäft an; mein Credit war ruinirt, mein Vermögen zusammengeschmolzen, meine Freunde hatten sich mit andern Häusern verbunden, und auch der Prinz von Wallis hatte mich gänzlich aufgegeben; eine Menge Vorurtheile waren gegen mich im Umlaufe, die ihren Grund in den Vorwürfen hatten, die man mir täglich in Gesellschaften machte; ich hielt es daher durchaus für nöthig, folgende Rechnung bekannt zu machen.

Angabe der Rechnung des Herrn Jefferys in den Angelegenheiten Sr. K. Hoheit des Prinzen von Wallis, worin man den Betrag der Foderungen des Herrn Jefferys findet, so wie er durch die Aussprüche des Geschwornengerichts festgesezt ist, nebst der Summe, die die Commissarien zur Berichtigung der Ange-



legenheiten des Prinzen einräumten, den Abzügen und dem Deficit, woran die Commmissarien Schuld sind.

Betrag der Summe,	Foderung	Nettoempfang
welche mir der Ausspruch der Jury in Kingsbench für die Juwelen bei der Vermählung des Prinzen zuerkannt hat. . .	50,997 Pf. 10 s.	
Erhalten von Lord Cholmondely . .		25,000 Pf.
Abzug von dem Saldo zehn Prozent u. Betrag in Schuldzetteln, die mit zwanzig Prozent Verlust verkauft worden sind.		18,718 Pf. St. 4 s.
Das Deficit . . .		7,279 Pf. 6 s.
	50,997 Pf. St. 10 s.	50,997 Pf. St. 10 s.
Schuldscheine, wegen deren die Jury einen Ausspruch that, da sie die Commissarien genehmigt hatten	24,700 Pf. St.	

Zehn Prozent Abzug u. das Saldo in Schuldzetteln bezahlt, die im Durchschnitt 20 Prozent verloren . . .		17,784 Pf.
Das Deficit . . .		6,916 Pf.
	24,700	24,700

Eine Rechnung für Juwelen, welche d. Prinz bei seiner Vermählung der Königin u. der königlichen Familie zum Geschenke machte . . .	9,331 Pf. 9 ſ. 6 d.	
Auch diese Rechnung genehmigten die Commissarien; nach dem Ausspruche des Geschwornengerichts ein Abzug v. 10 Prozent u. der Verlust beim Saldo in Schuldzetteln zwanzig Prozent		6,718 Pf. St. 14 ſ.
Deficit		2,612 Pf. St. 15 ſ. 6 d.
	9,331 Pf. St. 9 ſ. 6 d.	9,331 Pf. St. 9 ſ. 6 d.

Ganzer Betrag der Foderungen	85,028 Pf. St. 19 ſ. 6 d.
Ganzer Betrag des Nettoempfanges . . .	68,220 Pf. St. 18 ſ.
Sämmtliches Deficit	16,808 Pf. St. 1 ſ. 6 d.

Der Betrag der Rechnung, die ich den Commiſſarien im May 1795 für die Juwelen für die Prinzeſſin von Wallis bei ihrer Vermählung übergab, war 54,685 Pfund, und als die Commiſſarien den Vorſchlag thaten, daß ich, ſoviel als ich mich erinnere, 14,000 Pf. abziehen ſollte, fragte ich, ob eine Appellation gegen die Entſcheidung der Commiſſarien Statt fände. Herr Pitt, der zugegen war, erwiederte, daß die Parlementsacte mir erlaube, mich an ein Geſchwornengericht zu wenden. Ich war daher entſchloſſen meine Anſprüche einer ſolchen Entſcheidung zu unterwerfen, und erhielt im Jahre 1796 im Februar den Ausſpruch der Geſchwornen, daß mir die oben in der beigelegten Rechnung angeführten Summen bezahlt werden ſollten.

Während des Prozeſſes ließen ſich die Advocaten der Commiſſarien nicht ein Wort entfallen, daß man die Abſicht habe, mir etwas von der zuerkannten Summe abzuziehen; auch machte man mir nicht eher etwas davon bekannt, als bis ich den Betrag des Geldes erheben ſollte, welchen mir der Ausſpruch der Geſchwornen geſetzlich

zuerkannt hatte. Jezt erst that man mir zu meinen Erstaunen den Vorschlag, daß, wenn ich mir einen Abzug von 10 Prozent gefallen ließe, das Saldo in Schuldzetteln mit 5 Prozent Interessen bezahlt werden sollte; wollte ich mir einen solchen Abzug nicht gefallen lassen, so sollten die Schuldzettel bloß drei Prozent tragen. Da ich mich auf die Versicherung der Commissarien an ein Geschwornengericht gewandt, und zufolge dieser Appellation einen Ausspruch erhalten hatte, so wünschte ich mit meinen Advocaten, Herrn Erskine und Herrn Adam, über einen so außerordentlichen und unerwarteten Vorschlag zu sprechen; die Commissarien sagten, die Parlementsacte erlaube dies. Da Herr Erskine und Herr Adam der Meinung waren, daß ich kein ander Mittel hätte, als mich zu unterwerfen, so wurde ich durch die dringende Noth und durch die ungestümen Foderungen und Drohungen meiner Gläubiger genöthiget, in meinen Ruin einzuwilligen, wenn man eine Handlung, die unter solchen Umständen Statt findet, eine Einwilligung nennen kann.

Der vorläufige Ueberschlag des Deficits belief sich auf beinahe 17,000 Pfund, das bloß von der Art der Bezahlung herrührte; so groß aber auch diese Summe ist, so macht sie doch nur einen Theil von dem aus, was ich durch dieses unselige Geschäft eingebüßt habe. Ich kann klar beweisen, daß sich mein Verlust nebst dem Deficit

der Bezahlung auf weit mehr als auf 30,000 Pfund beläuft; dies hat seinen Grund in den mancherlei Umständen, in denen ich mich bei meiner unglücklichen Lage befunden habe.

Man hat ausgebreitet, mein Unglück rühre bloß von meiner eigenen Unbesonnenheit her, und ich habe, wie das Publikum glaubt, den Betrag meiner Foderungen an den Prinzen von Wallis erhalten; um diese Gerüchte zu widerlegen, habe ich obige Angaben beigefügt, nicht um Andere zu tadeln, sondern um meinen eigenen Charakter zu rechtfertigen. Liest man diesen Aufsatz aufmerksam durch, der völlig der Wahrheit gemäß ist, so wird man deutlich die Ursache des fürchterlichen Unglücks entdecken, das mich und meine Familie betroffen hat.

Pall-Mall. Nath. Jefferys.

Die obige Angabe der Rechnung schickte ich mit einem Briefe an den Prinzen von Wallis, worinn ich ihm nochmals mein Unglück vorstellte. Die öffentliche Bekanntmachung dieser Angaben war sehr nützlich für mich; sie öfnete Vielen die Augen, die mein Verfahren in dem gehässigsten und beleidigendsten Lichte betrachtet hatten. Sie gestanden ihren Irrthum ein und hoften, daß auch Se. K. Hoheit aus eignem Patriotismus zur gehörigen Zeit dafür sorgen würde, daß der Ausspruch des Geschwornengerichts unangefochten bleibe. Mit großer Betrübniß aber

muß ich gestehen, daß diese Maasregel einen ganz andern Eindruck auf den Prinzen von Walis machte. Se. K. Hoheit waren über das Aufsehen aufgebracht, das meine Behauptung beim Publikum zu machen schien, daß das Deficit in der Bezahlung seiner Schulden die Ursache meiner Verlegenheit gewesen sey. Diejenigen, die sich seine Freunde nannten, stellten meinen Brief als höchst beleidigend für Se. K. Hoheit vor. Da ich mein neues Geschäft unter den größten Schwierigkeiten angefangen und meine Gesundheit sehr gelitten hatte, so mußte ich es bald wieder gänzlich aufgeben; ich war folglich wieder ohne Mittel, meine Familie zu ernähren. Ich wandt mich daher nochmals in einem Briefe den 4ten Januar 1803 an Se. K. Hoheit; ich stellte ihm meine unglückliche Lage vor; ich sagte ihm, daß ich aus Mangel an Capital und Gönnern mein Geschäft wieder habe aufgeben müssen, ich bat ihn, mich in meiner Noth zu unterstützen, und ersuchte ihn, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Lange fiel ich dem Prinzen von Wallis durch kein neues Gesuch beschwerlich, da ich erfahren hatte, daß meine Bemühungen vergeblich gewesen waren, sein Herz für mich zu interessiren, oder seine Großmuth zu erwekken. Ich gab mich daher mit dem Verkauf von Grundstücken und andern Sachen ab, weil ich dadurch Mittel zur Unterhaltung meiner Familie zu bekommen hofte. Auch suchte ich soviel als möglich den Prinzen von Wallis

und Mrs. Fitzherbert zu vergessen und über ihre unedle Behandlung einen Schleier zu werfen, allein aus einer abgeschmackten Anekdote, die ich nunmehro anführen will, sahe ich, daß sie keine Lust hatten, mich zu vergessen.

Ein in der modischen Welt sehr bekannter Herr, der gewöhnlich den Prinzen von Wallis besuchte, lud mich vor ungefähr vier Jahren wegen einiger Gefälligkeiten ein, die ich ihm erwiesen hatte, drei bis vier Tage zu Brighton bei ihm zuzubringen. Ich nahm die Einladung an, und auf meiner Reise nach diesem Orte stieß ich auf den Prinzen von Wallis, der nach London reiste. Ich blieb, wenn ich nicht irre, bloß zwei Tage zu Brighton und reiste alsdann wieder nach London in Gesellschaft des Herrn zurück, bei dem ich gewesen war; unterwegs trafen wir den Prinzen auf seiner Zurückreise von London an. Ich hätte geglaubt, eine so unbedeutende Person, als ich bin, könne recht gut zwei bis drei Tage zu Brigthon zubringen, ohne daß weder der Prinz von Wallis noch Mrs. Fitzherbert viel darum sich bekümmere; allein dies war nicht der Fall. Als mein Freund nach Brigthon zurückkam, besuchte ihn sogleich der Obrist M' Mahon, der im Namen des Prinzen die Ursache zu wissen wünschte, warum ich gerade an dem Tage nach Brigthon gekommen sey, wo Se K. Hoheit in die Stadt gereist wären, und warum ich es gerade an dem Tage wieder verlassen habe, an welchem Se. K.

Hoheit zurückgekehrt wären! Mein Freund war ganz erstaunt über ein solches Ansinnen und erwiederte, sowohl die Zeit meiner Ankunft zu Brighton als meine Abreise wären bloß zufällig; die einzige Ursache meines Besuchs sey bloß eine Einladung von seiner Seite. Da der Obriste M'Mahon auf eine befriedigerende Antwort drang, so verlangte mein Freund die Ursache einer so außerordentlichen Erkundigung zu wissen; der Obriste erwiederte, es wäre gerade damals ein Aufsatz in einer Zeitung (The true Briton) über die Mrs. Fitzherbert erschienen, der ihr und dem Prinzen sehr unangenehm sey, und man vermuthe, daß ich ihn geschrieben habe. Mein Freund erwiederte, er glaube dies nicht, weil ich nie davon gesprochen hätte, daß so etwas in den Zeitungen stehe.

Sobald ich diese Nachricht erhielt, suchte ich sogleich das Blatt der Zeitung auf, wo ich auch den Aufsatz fand, den ich nicht allein nicht geschrieben habe, sondern auch wahrscheinlich nie gesehen oder davon gehört haben würde, wenn man mich nicht unschuldigerweise zum Verfasser desselben gemacht hätte. Ich war sehr neugierig zu wissen, was denn der Aufsatz enthalte, den man für so höchst beleidigend hielt; er enthielt einige komische Nachrichten von den Vergnügungen und der Gesellschaft zu Brighton, worin unter andern die Mrs. Fitzherbert die Großmutter der Liebe genannt wurde.

So wenig ich Lust hatte, noch einen Versuch bei dem

Prinzen von Wallis zu machen, um mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, oder seine Großmuth gegen mich zu beweisen, so gab es doch noch einen Punkt, wegen dessen ich mich auf den Rath und mit der Empfehlung einiger Freunde Sr. K. Hoheit überreden ließ, mich an ihn zu wenden, indem sie zuversichtlich hoften, daß die Sache glücklich ausfallen werde. Es betraf meinen einzigen Sohn, der jezt achtzehn Jahr alt war und der sein Glück in der Welt versuchen wollte; ich schrieb daher den 26sten Januar 1806 an den Prinzen und bat ihn, er möchte meinen Sohn bei diesem ersten Schritte in Schutz nehmen und mich mit 400 Guineen unterstützen, um die Ausgaben zu bestreiten, welche der Antritt der Laufbahn meines Sohnes erfodere; allein mein Gesuch blieb ganz unbeachtet.

Als im Jahre 1806 die Administration verändert wurde, glaubte ich, daß sich auch meine Lage zu ihrem Vortheile verändern werde, besonders da ich mehrere Jahre im Parlemente gesessen, wo ich die Oppositionspartheі unterstützt hatte, die jezt an das Staatsruder kam; ich schrieb daher an den Prinzen von Wallis, an den Grafen Moira, an den Lord Erskine und an Herrn Fox. Von Lord Erskine und Herrn Fox habe ich nie eine Antwort erhalten und den Brief an den Prinzen von Wallis erhielt ich nach einigen Tagen von dem Obristen M' Mahon uneröfnet zurück. Dieser sagte,

der Prinz habe seine Rechtsgelehrten darüber befragt, und diese hätten ihm diese Maasregel vorgeschlagen. Er sezte aber hinzu, daß, wenn ich einen Brief an ihn schriebe und in ehrfurchtsvollen Ausdrücken das bestimmte, was ich dem Prinzen mitgetheilt haben wollte, er die erste beste Gelegenheit ergreifen würde, dies Sr. K. Hoheit mitzutheilen.

Ich wußte recht gut, was dies sagen wolle; ich erklärte dem Obristen, daß der Prinz nie vorher einen meiner Briefe beantwortet hätte, und daß ich glaubte, ich wäre höchst unedel behandelt worden; ich würde daher den Brief drucken lassen, damit das Publikum das läse, was der Prinz von Wallis nicht lesen wolle. Da der Obriste M' Mahon sehnlich wünschte, daß ich nichts drucken lassen, sondern an ihn schreiben möchte, so willigte ich in seinen Gesuch und schrieb den Tag darauf folgenden Brief an ihn:

Pall-Mall, den 17ten März 1806.

Sir!

Das Unrecht des Prinzen kränkt mich tief, das er mir dadurch zugefügt hat, daß er mir meinen Brief uneröfnet zurückgeschickt hat, besonders wenn ich bedenke, daß meine Briefe sehr willkommen waren, als sie noch Nachrichten von Anleihen und Diensten enthielten; allein jezt, wo man glaubt, sie enthielten Errinnerungen an die

Versprechungen des Prinzen und machten auf eine Handlung der Gerechtigkeit Anspruch, schickt man mir grausamer Weise meinen Brief unerbrochen zurück. Im gewöhnlichen Leben sieht man ein solches Betragen für höchst charakteristisch an, und in einem solchen Lichte haben es auch diejenigen betrachtet, gegen die ich es erwähnt habe.

Nie werde ich mich wieder an Se. K. Hoheit wegen Unterstützung wenden; denn nach dem, was vorgegangen ist, habe ich nur eine sehr schwache Hofnung, daß er mir Gerechtigkeit widerfahren lassen oder großmüthig gegen mich seyn werde. Einen Brief, Sir! wie Sie mir gestern als schicklich angaben, kann ich nicht schreiben; ich kann mich nicht so tief erniedrigen, meinem Unterdrücker zu schmeicheln. In dem größten Elende habe ich eine freye unabhängige Denkart zu behaupten gesucht, und ich hoffe, es sollen mich keine zeitlichen Vortheile verleiten, anders zu handeln. Schon längst habe ich die Absicht gehabt, mich an das Publikum zu wenden; ich habe aber die Ausführung derselben bisher immer noch verschoben, weil mir der Lord Moira und Andere versicherten, der Prinz sey jezt nicht im Stande, mich zu unterstützen; dies werde er aber thun, sobald es in seinem Vermögen stehe. Der Prinz kann dies jezt, und die Art, wie er mich behandelt hat, entscheidet über meinen Entschluß. Die Nothwendigkeit einer solchen Maasregel thut mir leid; es ist aber nicht meine Schuld, man hat mich

dazu gezwungen und mehrere sehr achtungswerthe Mitglieder des Hauses der Gemeinen haben mich dazu aufgemuntert, als ich ihnen gestern die Art erzählte, wie man mich behandelt hat.

Nie machte Jemand von meinem Stande jemals solche Aufopferung, als ich für den Prinzen gemacht habe; nie erhielt Jemand so große und so starke Versicherung seiner Zufriedenheit und so viele Versprechungen seiner Unterstützung und seines Schutzes, und nie ist Jemand so grausam hintangesetzet worden als ich.

Der Ausspruch eines Geschwornengerichtes ist ein heiliges Recht, und es ist Pflicht des Prinzen, dasselbe jederzeit zu achten; besonders aber darf er sich dann keine Verletzung desselben zu Schulden kommen lassen, wann er Parthei ist, und wann er dadurch gewinnen kann.

Der Ausspruch der Geschwornen fiel gegen den Prinzen aus; es ist der einzige Ausspruch, wo er Parthei gewesen ist, und wahrscheinlich wird es der einzige bleiben, worin er je Parthei seyn wird, und ich hoffe, er wird kein Beispiel geben wollen, wo der Kläger dadurch zu Grunde gerichtet worden ist, daß er nicht die ihm zuerkannte Bezahlung erhalten hat. Ich bin kein gewöhnlicher Gläubiger, ich wende mich wegen Genugthuung an die Gerechtigkeit des Prinzen; wegen der Dienste, die ich dem Prinzen erwiesen habe und von denen er mehrmals gestanden hat, daß er mir Verbindlichkeiten dafür

schuldig sey, welche er mir schon vergelten wolle, appellire ich an die Ehre des Prinzen, und in diesem Falle erscheine ich nicht in dem Lichte eines gewöhnlichen Gläubigers. Die Beschuldigung, die man gegen mich vorgebracht hat, als hätte ich den Aufsatz gegen den Prinzen in die Zeitungen einrücken lassen, erkläre ich für ganz ungegründet, ich habe ihn nicht allein nicht geschrieben, sondern ich würde ihn auch nicht einmal gelesen haben, wenn man mich nicht für den Verfasser desselben erklärt hätte.

Ich achte keine Drohungen, Sir, die man etwa gegen mich braucht, um die Herausgabe meiner Schrift zu verhindern. Ich habe bei dieser Art, wegen Beleidigungen Recht zu suchen, das Beispiel des Prinzen für mich! Als dieser glaubte, daß man auf seine Ansprüche auf Beförderung in der Armee nicht genug Rücksicht nähme, machte er ohne Bedenken die Privatcorrespondenz zwischen Sich, dem Könige und dem Herzoge von York bekannt.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Nath. Jefferys.

Einige Tage darauf erhielt ich einen Brief von dem Grafen Moira, in welchem er mich ersuchte, zu ihm nach St. James's Place zu kommen, um mit mir über den Inhalt meines Briefs an den Obristen M'Mahon zu sprechen. Ich machte Sr. Herrlichkeit die Aufwartung und war nicht wenig erstaunt über das, was da

vorfiel. Se. Herrlichkeit nannten mein Betragen scandalös, daß ich einen solchen Brief an den Obristen Mc Mahon geschrieben und gedrohet hätte, eine Schrift über das Benehmen des Prinzen von Wallis gegen mich herauszugeben; Sie hielten es für ihre Schuldigkeit, Sr. K. Hoheit den Rath zu geben, sich nicht weiter um mich zu bekümmern, und ich verdiente wegen meines Verfahrens verklagt zu werden. Se. Herrlichkeit giengen sogar so weit, meinen Entschluß mit dem drohenden Briefe eines Schurken zu vergleichen, der Geld erpressen will.

Ich erwiederte, ich hätte nicht die Behandlung verdient, die ich erhalten hätte; ich wäre von dem Prinzen von Wallis ungroßmüthig und grausam behandelt worden; ich könne mich daher mit Recht über ihn beklagen, und ich verachtete die Drohungen Sr. Herrlichkeit.

Im Gespräche kam die Rede auch auf die Geldanlehen des Prinzen und auf die Umstände, die dabei vorgefallen waren; Se. Herrlichkeit gestanden, daß sie nie zuvor etwas davon gehört hätten, daß Sie mit dem General Hulse darüber sprechen würden, und daß ich das Weitere von ihm erfahren sollte. Bis diesen Augenblick, fast drei Monate darauf, habe ich nicht ein Wort davon gehört.

Die Entschuldigung, daß Se. K. Hoheit nicht im Stande wären, mich zu unterstützen, hat keinen Grund.

Der Prinz macht zu Brighton und Carltonhouse ungeheuern und und unnöthigen Aufwand. Die Veränderungen und Verschönerungen, die er in dem Erstern gemacht hat, belaufen sich weit über 100,000 Pfund, und zu Carltonhouse, wo nicht lange zuvor alles ganz prächtig eingerichtet worden war, wird jezt alles wieder in Stücken zerschlagen.

Der Prinz von Wallis hat jezt größere Einkünfte als jemals zuvor, und lebt ohne eine gehörige Hofhaltung, wozu ihm doch das Parlement das Geld bewilliget hat; bloß von dem Fürstenthum Wallis erhält der Prinz jezt jährlich 60,000 Pfund, und lebt im Privatstande, um, wie man sagte, die Abzüge zu bezahlen, welche die Commissarien von den Foderungen seiner Schuldner gemacht hätten. Diese großmüthige Erklärung des Prinzen war für seine Gläubiger so angenehm, die soviel durch diese Abzüge und durch die späte Bezahlung eingebüßt hatten, daß sie sich versammelten, um dem Prinzen für sein großmüthiges Betragen zu danken, daß er ihnen endlich Gerechtigkeit widerfahren lassen wolle; allein kaum erfuhr der Prinz etwas von dieser Adresse, so schickte er den Obristen M' Mahon ab, um für dieselbe zu danken, indem der Prinz schon mit ihrer Anhänglichkeit zufrieden sey. Und der Prinz hat nie einen Heller an seine Gläubiger bezahlt, um sie schadlos zu halten. —

Ihro Königl. Hoheit die Prinzessin von Wallis und Mrs. Fitzherbert.

Das Publikum wird mir verzeihen, daß ich die Namen der Prinzessin von Wallis und der Mrs. Fitzherbert zusammensetze. Ich kenne den edelmüthigen Charakter der Prinzessin, und ich hoffe, daß sie jeden Fehltritt gegen den Anstand entschuldigen wird, den ich im Eifer begehe, ihrem Charakter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Keine solche sanguinische Hofnung habe ich von der Mrs. Fitzherbert, die mich unstreitig für schuldig erklären wird. Nie wird sie mir verzeihen, daß ich ihren Namen hinter dem der Prinzessin setze; aber ich fürchte ihren Zorn nicht, und ich gebe den Vorzug der, die ihn verdient.

Die Prinzessin von Wallis.

Diese Prinzessin ist zehn Jahr lang in diesem Lande; während dieser ganzen Zeit hat sie sich durch ihren tugendhaften, liebenswürdigen und wahrhaft ehrwürdigen Charakter die Achtung aller derjenigen erworben, die die Ehre gehabt haben, sich ihr zu nähern. Man liebt sie, man verehrt sie und achtet sie, ja man betet sie beinahe an; sie lebt in der größten Eingezogenheit und Jedermann nimmt an ihrem Schicksal den innigsten Antheil. Stets hat sie mit meinem Unglücke das größte Mitleid gehabt.

Mrs. Fitzherbert.

Diese Dame, die seit vielen Jahren eine so glänzende Rolle als die Freundin des Prinzen von Wallis gespielt hat, ist von einer respektabeln katholischen Familie, Namens Smith in Staffordshire; sie heirathete sehr frühzeitig Herrn Weld auf Lulworthcastle in Dorsetshire. Nach seinem Tode vermählte sie sich mit Herrn Fitzherbert, und nach etlichen Jahren wurde sie zum zweitenmale Wittwe. Nach dem Tode des Herrn Fitzherbert, der ein sehr strenger Katholik war, lebte sie lange auf dem festen Lande.

Man ist allgemein der Meinung, sie habe sich vor ungefähr achtzehn Jahren zum drittenmal nach den Gebräuchen der römischen Kirche mit einer erhabenen Person von protestantischer Religion vermählt; und aus dieser Ursache macht man aus ihrer Vermählung ein Geheimniß. Demungeachtet werden beide Personen in allen Gesellschaften, die sie seit mehrern Jahren zu besuchen gewohnt sind, als Mann und Frau angesehen.

Man behauptet, das Gerücht einer solchen Vermählung sey grundlos; auch hat seit der Zeit eine Verbindung der erhabenen Person mit einer protestantischen Dame nach den Gebräuchen der englischen Kirche Statt gefunden.

Diese Darstellung des Verfahrens des Prinzen gegen Herrn Jefferys erregte in England das größte

Aufsehen, und die Schrift erlebte in kurzem acht Auflagen. Besonders erweckte sie den Zorn der Mrs. Fitzherbert, an die Hr. Jefferys bei einer spätern Ausgabe seiner Schrift einen Brief mit abdrucken ließ, in welchem er ihr ihren Lebenswandel in dem schmähligsten Lichte vorhält. „Sie sind aufgebracht über das, was ich gesagt habe? redet Hr. Jefferys die Mrs. Fitzherbert an. Sie berufen Sich auf Ihr Gefühl, aber hat jene erhabene Person, die Prinzessin von Wallis, nicht auch Gefühle? Was muß diese unglückliche Dame nicht empfinden, wenn Sie von den Gefälligkeiten hört, welche Ihnen der Prinz von Wallis schon seit so vielen Jahren erzeigt? Können Sie leugnen, daß man Ihnen in großen Gesellschaften einen Vorzug einräumt, der bloß dem erblichen Range gebührt und worauf sie keinen Anspruch machen können? Versammelt sich nicht bisweilen ein Zirkel um sie, wie um die Königin, wenn diese eine große Assemblee giebt? Sie sehen dies nicht nur gern, sondern halten es sogar für nothwendig. Schämen Sie sich nicht einer solchen Anmaßung?“

„Schon seit vielen Jahren leben Sie mit dem Prinzen in der innigsten Vertrautheit. Anfänglich erhielten Sie ein prächtiges Haus in Pall-Mall, aus dem man heimlich nach Carltonhouse kommen konnte; alsdann wurde auch noch auf Kosten des Publikums und auf Kosten der Gläubiger des Prinzen das Haus, das an den

Pavillon zu Brighton stößt, zu ihrem Gebrauche eingerichtet. Die Welt weiß es, die Gläubiger des Prinzen fühlen es, daß sie auf Kosten des Publikums geschwelgt haben und dies noch jezt thun. Glauben Sie denn, daß das Publikum nicht auch Gefühle hat? Es hat Gefühle, aber es sind keine Andern als Gefühle des größten Abscheues."

„Als sich der Prinz mit der Prinzessin von Braunschweig vermählte, wurde ausgemacht, daß Sie Ihre so lang gedauerte innige Freundschaft mit dem Prinzen aufgeben sollten. Sie mußten Ihre Häuser zu Pall=Mall und zu Brighton verkaufen. Sie giengen auf eine Villa, die man für Sie zu Castle=Bear gekauft hatte. Sie erhielten ein Jahrgehalt von mehrern tausend Pfunden, das Ihnen vierteljährig ein angesehener Banquier auszahlte, und nahmen alle kostbaren Juwelen, alles Gold= und Silbergeschirr u. s. w. mit, das Ihnen der Prinz gegeben hatte. Dies macht Ihnen eben keine Ehre. Hier waren Sie nicht lange und der Prinz kehrte zu Ihnen zurück. Sie bekamen sogar eine kostbarere Einrichtung, als Sie vorher gehabt hatten. Es wurde für Sie in Park=lane ein prächtiges Haus zurechte gemacht; Sie erhielten eine Menge Bediente, Wagen u. s. w.; ein neuer Pavillon wurde zu Ihrem besondern Aufenthalte zu Brighton gebauet und der Prinz lebt jezt mehr als je zuvor in Ihrer Gesellschaft.

Das Publikum ist darüber empört; jeder edle Mann brennt vor Unwillen und Sie sprechen noch von Ihrem Gefühle, das ich beleidigt, gekränkt habe! Beleidigen Sie denn nicht die Gefühle des Volkes, das unter der Last der Auflagen erliegt? Beleidigen Sie denn nicht das Gefühl aller derer, die etwas auf das Beispiel halten und die von den Großen mit Recht verlangen, daß sie einen musterhaften Lebenswandel führen sollen?"

Der Herzog von York, Generalissimus der englischen Landmacht.

Die Heldenthaten, welche dieser Prinz im J. 1794 in den Niederlanden verrichtet hat, sind bekannt. Was seine unter ihm kommandirenden Befehlshaber Glückliches ausführten, das machte er durch seinen Ungestüm, durch seine Unbesonnenheit und durch seine Unmäßigkeit im Genusse geistigrr Getränke wieder zu nichte. Einst war er schon gefangen und nur durch die Geschicklichkeit und Geistesgegenwart des hannöverischen Generals Freytag wurde er wieder aus den Händen des Feindes befreiet. Mirabeau sagt von ihm: „ein gewaltiger Jäger, ein mächtiger Trinker, ohne Grazie, ohne Feinheit, hat er ganz

das äußere Ansehen eines teutschen Prinzen, das durch englische Insolenz verdoppelt wird." Schon frühzeitig suchte man dem Herzog von York Geschmack am Soldatenleben beizubringen, und er besizt die Manie, preussische Taktik bei den Engländern einführen zu wollen, die alles hassen, was an einen so sklavischen Zwang errinnert, als das preussische Militärwesen sonst war.

So viele Fehler aber auch der Herzog von York besizt, und so wenig Talente er auch hat, so hegt doch der König und die Königin eine so große Vorliebe zu ihm, daß sie ihn nur die Hofnung der Familie nennen. Einst hatte er sich so betrunken, daß er auf die Erde niedergefallen und in dieser Lage liegen geblieben war. In diesem Zustande fand ihn der Prinz von Wallis, der ihn mit folgenden Worten mit Wein begoß: here lyes the hope of the family! (hier liegt die Hofnung der Familie!). So wenig er sich auch zu einem Obergeneral eignet, so sucht ihn doch der König mit seiner gewöhnlichen Hartnäckigkeit in diesem Posten zu behaupten, selbst wenn er die Armee gegen den Feind führen soll. Es läßt sich daher von ihm sehr wenig Gutes erwarten, wenn jemals ein Feind in England landen und der Herzog von York den Oberbefehl über die Armee führen sollte.

Geld ist der Abgott der Engländer.

Alles strebt in England dahin, etwas zu gelten. Dies geschieht aber nicht durch Kenntnisse, sondern durch Geld. Man fragt in Gesellschaften nicht, wer dieser oder jener Mann ist? Was er für Kenntnisse oder Tugenden besizt? Welche Verdienste er sich erworben hat, sondern was er werth ist? Wie viel Geld er hat? Nach der Summe dieses mißt man sein Betragen gegen ihn ab. Nach der Schwere des Goldes wird die Achtung ausgetheilt, die man ihm erweist. In England ist Armuth kein Unglück, sondern man sieht sie beinahe für ein Verbrechen an; Reichthümer sind keine Güter des Zufalls, sondern des Verdienstes und der Tugend.

Wer alles nach Geld berechnet, wer bei allem, was er beurtheilt, bloß den Gewinn in Anschlag bringt, den es abwirft, der macht sich eine Denkart zu eigen, die kalt und gefühllos gegen Menschenwürde und Menschenelend ist. Das Geld ist nicht mehr ein Mittel zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, zur Ausführung edler Absichten, sondern der Zweck alles Bestrebens selbst. Nach Geld trachtet man, weil man alsdann in der öffentlichen Meinung

viel gilt, in der Gesellschaft vieles vermag und im Staate zu Ansehen und Ehren gelangt.

Die Engländer waren sonst eine ehrwürdige Nation und Viele sind auch jezt noch höchst achtungswerthe Männer, allein der ungeheuere Handel, den England seit 15 Jahren getrieben hat, hat den englischen Charakter gewaltig verdorben und seinen Werth tief herabgewürdigt. Die Sucht nach Reichthümern hat das Streben nach höhern Gütern verdrängt, sie hat die Genußsucht erzeugt und einen Spekulationsgeist erweckt, der an Schwindelgeist grenzt. Man will entweder ein reicher Mann seyn, oder lieber zu Grunde gehen. Man wagt alles, sezt alles aufs Spiel, und macht lieber Banquerot, als daß man sein Gewerbe mit einer Thätigkeit fortriebe, welche jedes Extrem vermeidet. Daher nimmt die Armuth in England in ungeheuern Progressionen zu, während der Reichthum bei Einigen eine Größe erlangt, wo er für den Privatmann und für das Publikum höchst nachtheilig ist. Der Geldgeiz, der eine Nation beherrscht, ist das Grab aller liberalen Gesinnungen und aller Großthaten. Wäre England bloß auf London und noch einige große Handelsstädte eingeschränkt, so würde sein Geschichte bloß eine Reihe von Ausschweifungen, von schwindelnden Unternehmungen, von Lastern und Verbrechen seyn. Allein in den Gegenden, die fern von großen Städten liegen, findet sich noch der alte Geist der Britten, der die Frei-

heit über Alles ehrt, welcher Tugend und Kenntnisse, Fleiß und Unternehmungsgeist als Früchte trägt.

Die Römer, sagt ein Engländer, hatten einen Tempel der Juno Moneta, bei uns hat jeder einen Tempel des Geldes in seinem Busen, und zwar nicht um Geld aufzuhäufen, sondern um es eben so schnell wieder zu verschwenden, als er es aufgehäuft hat. Unser Adel, unsere Gentry u. s. w. sind beständig verschwenderisch und geschäftig; sie suchen Geld und richten sich beim Spielen, beim Wettrennen u. s. w. wieder zu Grunde.

Durch Geld macht man in England alles wieder gut. Die Schande des Hahnreies wird durch Geld vertilgt; die Tapferkeit wird durch Geld belohnt. Durch ungeheuere Geldverschwendungen kommt man in den Volkssenat, durch Geld erlangt man einträgliche Posten; durch Geld kaufte man sich noch vor kurzem Offizierstellen, durch Geld erlangt man Predigerstellen in den Städten und auf dem Lande. Jede Pfründe steht dem Reichen zu Gebote; der Reiche ist gelehrt, tugendhaft, tapfer, einsichtsvoll; dem Armen hingegen fehlen alle diese Tugenden, weil er kein Geld — oder keine Gönner — hat. Was soll aber aus einer Nation werden, bei der Geld alles ist, und die durch die Geldsucht an den Rand eines Abgrundes geführt worden ist, gegen welchen nur das Genie und die Tugend retten können?

Die Engländer fühlten bisher wenig oder gar nichts von den schrecklichen Folgen des Krieges; der Reichthum der Einzelnen nahm vielmehr zu; ihr Handel wurde Welthandel; beinahe alle Colonialprodukte waren in ihren Händen; die Fabrikate, die sie lieferten, wurden wegen ihrer Güte und Wohlfeilheit aller Orten gesucht. Es kümmerte daher die Engländer wenig oder gar nicht, ob der Krieg heute oder erst in Jahren geendigt werde. Litten auch die untersten Volksklassen, so blendeten doch die Reichthümer, die Einzelne erwarben, zu sehr, als daß man einen Blick des Mitleides auf die Gegenden geworfen hätte, die der Krieg verheerte. Geldmäkler und spekulirende Kaufleute schlossen sich an die Regierung an, und diese vergaß mehr als einmal, was sie dem sonst edlen Volke von Großbritanien, der Ehre ihres Vaterlandes und der englischen Freiheit schuldig ist.

Die Engländer als Kaufleute betrachtet.

Noch nie gab es eine Nation, die einen so ausgebreiteten und so einträglichen Handel betrieben hätte, als die Engländer. Vier Welttheilen lieferte es Fabrikate und Colonialwaaren, und bezog bei Einigen dafür die Produkte des Landes. Nach Teutschland allein schafte England nach Oddys Angaben für 12 Millionen Pf. St. Fabrik- und Colonialwaaren, und erhielt dafür Getreide, Leinewand und etliche andere Produkte und Fabrikate, die aber bei weitem nicht soviel an Werthe betrugen, als es Teutschland lieferte. Mann kann hieraus abnehmen, wie sehr sich jährlich in Teutschland die Summe des baaren Geldes hätte vermindern müssen, wenn nicht England an einige Mächte des festen Landes wieder Subsidien bezahlt hätte.

Alles spekulirt in England auf den Handel, weil er der einträglichste Gewerbszweig ist. Der Gelehrte macht keine Reise nach fernen Gegenden, ohne Betrachtungen anzustellen, wie die Engländer dahin einen Handel eröfnen und Vortheile von diesem Verkehre ziehen können. Sie dringen in das Innere von Afrika, um des Handels willen; sie erforschen die nahen und ent-

fernten Länder; sie untersuchen die Küsten der Länder und die entlegenen Meere um des Handels willen. Jedes Bestreben, jede Unternehmung bezieht sich auf den Handel. Nicht die Regierung wirkt immer dabei mit, sondern es ist Nationalgeist, alles auszukundschaften, was die Vortheile des englischen Handels vermehren kann. Der Gelehrte und der Kaufmann arbeiten einander dabei in die Hände; was jener vorschlägt, das führt dieser aus. Sie studiren die Neigungen der Nationen, erforschen ihre Bedürfnisse, und suchen sie mit Bequemlichkeiten bekannt zu machen, die für die Engländer Vortheile haben. Vor wenig Jahren war der Handel nach China für die Engländer bloß passiv, jezt ist er aktiv; anfänglich führten sie das Opium in China öffentlich ein, jezt thun sie es durch den Schleichhandel. Allein nicht bloß das Opium haben sie den Chinesen annehmlich zu machen gewußt, sondern auch ihre Manufaktur- und Fabrikwaaren. An der Küste von Südamerika und Südafrika treiben jezt die Engländer einen sehr einträglichen Wallfischfang, der vor einigen Jahren noch sehr unbedeutend war. Nichts wird von ihnen vernachlässigt, was ihrem Handel mehr Ausdehnung geben kann. Sie bieten alles auf, was diesem Zwecke entspricht; sie opfern anfänglich etwas auf, um nachher desto mehrere Vortheile davon zu ziehen; sie geben ein Jahr lang Credit; sie reisen in allen Ländern Europens herum, bieten

ihre Waaren aus und schonen weder Geld, noch sparen sie Mühe, sobald ihnen die Aussicht bleibt, daß sie endlich etwas dabei gewinnen werden. Sie sind anfänglich nicht knickerig, aber auf der Erfüllung jedes Versprechen dringen sie hartnäckig, was freilich jederzeit zum Vortheile ihres Handels gereicht.

Seit Cromwells Zeiten führte England keinen Krieg, wovon nicht die Ausbreitung des Handels der öffentliche oder verborgene Beweggrund war, und seit der Zeit ist kein Traktat geschlossen worden, der dem englischen Handel nicht einige Vortheile gebracht hätte.

Da den Engländern große Capitale zu Gebote stehen, da sie auf dem festen Lande viel damit ausrichten können, so steht oft der Preis der Waaren und der Produkte in ihrer Willkühr. Sie verkaufen nicht selten erst, wann es theuer ist, und halten sogleich mit dem Verkaufen ein, sobald der Preis zu niedrig wird. Dies thun sie hauptsächlich mit Colonialwaaren. Was der Eine nicht auszuführen vermag, dazu verbinden sich Mehrere; der Patriotismus und der Eigennutz vereinigen sie, und sie arbeiten auf ein Ziel hin, das ihnen ihre Mühe reichlich vergilt. Sie leiten oft nach Willkühr den Wechselcours und was sie das einemal verlieren, dafür suchen sie sich ein andermal schadlos zu halten.

Da bei allen Volksklassen der Handel der Hauptgegenstand ist, so fließt daraus der Geist des Rechnens und der Ordnung, den man überall bemerkt. Selbst auf das



Geringste legt der Engländer einen gewissen Werth, den er nie aus dem Gesicht verliert. Mit der größten Genauigkeit berechnet er alles, sowohl die Kosten einer Niederlassung oder Unternehmung, als den Aufwand bei einer Lustbarkeit, einem Diner, einem Club u. s. w.

Mehrere Manufaktur- und Fabrikwaaren, welche die Engländer in einer Güte und Wohlfeilheit liefern können, worin es ihnen keine Nation nachthun kann, geben ihnen einen Einfluß auf den Handel, der für alle Staaten Europens mehr oder weniger verderblich ist. Die Steinkohlen und die Maschinen gewähren den Engländern solche Vortheile und Vorzüge, als keine Nation in Europa besizt, für welche nur Rettung in der Einschränkung ihrer Bedürfnisse und ihres Luxus zu hoffen ist. Wer dies thut, der macht sich von den Engländern unabhängig.

Als Kaufmann ist der Engländer zwar pünktlich; er hält sein Wort, allein er ist in der Auswahl der Waaren nicht so genau, als der Franzose. Er liefert eine Waare bald von einer geringern, bald von einer größern Güte, als man verlangt hat; er schickt bald bessern, bald schlechtern Kaffee, als die Probe war, die als Norm gelten sollte. Er nimmt sich nicht die Mühe nachzusehen, ob alles von der Beschaffenheit ist, von der es der Käufer verlangt hat. Wenn er nur die verlangte

Quantität abgeliefert hat, so bekümmert er sich nicht viel um die Qualität.

Die sogenannten englischen Musterreiter durchziehen alle großen und kleinen Städte Teutschlands und des ganzen festen Landes, und geben jedem Kaufmanne Credit, der in einem guten Rufe steht. Jeder, der sich eben erst etablirt, und an einen Engländer vortheilhaft empfohlen ist, erhält von diesem eine große Menge Waaren, und wenn er mit der Zahlung pünktlich einhält, so vermehrt sich die Masse der Waaren von Jahr zu Jahr; daher wird das feste Land mit einer ungeheuern Menge von englischen Waaren überschwemmt, die, weil sie gut und wohlfeil sind, stets Käufer finden und das Verderben aller inländischen Manufakturen und Fabriken sind.

Kenntnisse, welche die Engländer von Teutschland haben.

Keine andere Nation hat einen so universalistischen und cosmopolitischen Charakter als die teutsche. Um alles bekümmern sich die Teutschen, alles suchen sie kennen zu lernen und in allem ihre Einsichten zu erweitern, um weder einem andern Volke unrecht zu thun, noch sich eine Unrichtigkeit in Ansehung der Namen der Oerter und Personen, deren Sitten und Einrichtungen u. s. w. zu Schulden kommen zu lassen. So denken aber nicht andere Nationen. Die Franzosen und die Engländer fällen oft Urtheile über Sachen und Personen in Teutschland, welche höchst lächerlich sind. Hier wollen wir einige Beispiele solcher Unkunde von den Engländern anführen, welche sie sich in Ansehung Teutschlands haben zu Schulden kommen lassen.

Als vor einigen Jahren der vorgebliche Atheismus des Professor Fichte, der damals in Jena war, vieles Aufsehen machte, wollten auch die englischen Zeitungsschreiber darüber sprechen, und was thaten sie? Sie machten Jena zu einem Professor.

Als im vergangenen Jahre der Lord Hutchinson in Preussen bei den combinirten Armeen war, hieß es in den Times, er habe einen gemeinen Soldaten als Dolmetscher angenommen, der preussisch verstehe.

Herr Licentiat Nemnich in Hamburg, der England in allen Richtungen durchreist ist und nichts bekannt macht, was den Engländern zum Nachtheile gereichen könnte, hörte nicht selten die Fragen: „Ihre Sprache ist von der Französischen wohl nicht sehr verschieden? — Wie weit ist Teutschland von Hamburg?" Vielleicht thun auch in Teutschland gemeine Leute dergleichen Fragen, aber Personen, die sich unter die gebildeten Classen rechnen, schämen sich etwas zu sagen, was sie lächerlich machen könnte, sobald sie von einer Sache keine Kenntniß haben.

Charakteristik der brittischen Regierung.

Ein Franzose entwirft folgendes Gemälde von der englischen Regierung: will man einen richtigen Begriff von dieser Regierung haben, so muß man die bedächtlich vorbereiteten Parlamentsreden der Machthaber zusammen-

halten mit ihrem verfänglichen Betragen; die Menschlichkeit ihrer Maximen mit der Grausamkeit ihrer Rache; die Philanthropie ihrer Grundsätze mit der Intoleranz ihrer Despotie; ihre Politik, die in ihrer Sprache eine edle Freimüthigkeit verräth und in ihrer Ausübung voller Hinterlist ist; die brittische Regierung, dem Anscheine nach so gerecht, so gemäßigt und dennoch so unersättlich nach Gelde, nach Herrschaft, nach Eroberungen, ist die gefährlichste aller Regierungen, die uns die Geschichte aufstellt; eine unversiegbare Quelle von Haß und Zwietracht und von einem feindseligen Schicksale nur deshalb im Mittelpunkt des politischen Europa gepflanzt, um nie ruhig zu seyn und auch Andere nie in Ruhe zu lassen.

Die englischen Criminalgesetze.

Die englischen Criminalgesetze sind ohnstreitig die blutgierigsten in ganz Europa. Blackstone giebt in seinem vortreflichen Werke über die englischen Gesetze die Hauptverbrechen, worauf das Gesetz den Tod gesetzt hat, zu 160 an, und diese Zahl ist seit der Erscheinung jenes Werks noch beträchtlich vermehrt worden. Ein geringer Diebstahl, der in andern Ländern nur mit einer kurzen

Gefängnißstrafe belegt wird, wird in England mit dem Tode bestraft; und ob diese Strafe jezt schon in Transportation verwandelt wird, so steht doch diese mit der Größe des Verbrechens in keinem Verhältniß. Wie oft zwingt nicht die Noth oder das Mitleid Jemand, dem Andern etwas heimlich zu entwenden, um entweder sein Leben oder das Leben eines geliebten Kindes oder Anverwandten zu erhalten! Und bei der Beurtheilung solcher Unglücklichen nimmt man keine Rücksicht auf ihre Lage, sondern spricht ohne weitere Umstände das grausame Urtheil über sie aus.

Falsche Eide sind in England sehr häufig.

Alle edle Männer Englands klagen über die Menge von Eiden, die in England das Gesetz erfodert. Dieser häufige Gebrauch derselben hat schon längst allen Eindruck auf das Herz des großen Haufen geschwächt und den Abscheu vor dem Meineide vermindert. Mit dem größten Leichtsinn sieht man oft Leute bei dem Zollamte Eide ablegen, ob sie schon sonst rechtschaffen und gewissenhaft sind. Bei dem Zollamte hält sich sogar eine Classe von Menschen auf, die man nur die verdammten Seelen nennt, und die um einen bestimmten Preis für die Kaufleute schwören,

ob sie gleich nicht einen einzigen Handelsartikel kennen, nicht das geringste gesehen haben, und mit dem Geschäfte ganz unbekannt sind. Um aber doch in etwas ihr Gewissen zu beruhigen, so legen diese Schwörer von Profession vorher für sich einen Eid ab, daß sie bei dem Zoll- oder Accisamte nie die Wahrheit sagen wollen.

Bis jezt hat man noch kein Mittel entdeckt, diesem Uebel abzuhelfen und dem Eidschwure sein altes Ansehn wieder zu verschaffen. Und doch ist das Leben, die Ehre und das Vermögen, selbst des unschuldigsten Menschen nie vor dem sicher, der leichtsinnig schwört und den Meineid nicht achtet. Ueberhaupt haben Viele aus der untersten Volksklasse nicht die geringste Idee von dem Verbrechen des Meineids, und sie glauben, ihn nie zu begehen, wenn sie statt des Evangelienbuchs, worauf sie schwören müssen, ihren Daumen küssen. Andere glauben, das Verbrechen des Meineids richte sich in der Größe nach dem Buche, worauf sie schwören. Nach ihrer Meinung hat es also wenig zu bedeuten, wenn sie auf das gewöhnliche Gebetbuch schwören; mehr hat es schon zu bedeuten, wenn der Eid auf das Gebet- und Evangelienbuch zugleich abgelegt wird, am allergrößten aber ist der Schwur, wenn mit dem Gebetbuche die ganze Bibel verbunden ist, und diesen Eid nennt man vorzugsweise den Bibeleid.

Am meisten wird der Eid bei wirklichen oder vorgeblichen Schulden gemißbraucht. Wer den Andern zur

Bezahlung einer Schuld, sie mag nun gegründet seyn, oder nicht, zwingen will, der braucht weder einen Contrakt, noch eine Verschreibung, noch ein Rechnungsbuch, um seine Foderung zu beweisen, sondern er darf nur auf die Bibel schwören, welche der Gerichtsschreiber ihm vorhält, und zugleich Caution für die Kosten leisten. Der Kläger erhält nun nach abgelegtem Eide ohne weitere Untersuchung der Sache einen Verhaftsbefehl, um den Schuldner arretiren zu lassen. Diesen Verhaftsbefehl übergiebt er einem Richter, der hierauf den angeklagten Schuldner in Verhaft nimmt. Auf diese Art läuft jeder Gefahr, auf die bloße Aussage eines wirklichen oder vorgeblichen Gläubigers an seiner Freiheit gekränkt zu werden.

Es giebt Advocaten, die beständig falsche Zeugen in ihrem Solde haben, welche um einen sehr billigen Preis alles bezeugen, was die Advocaten verlangen. Diese Herren verschaffen auch jüdische Bürgschaft für 2½ Prozent und christliche für 5 Prozent. Dieser Unterschied zwischen jüdischer und christlicher Bürgschaft ist bloß in England bekannt; will man z. B. einen Gläubiger gern los seyn, ohne ihn sicher zu stellen, so sucht man ein Paar ansässige Juden auf (mehrere fodert das Gesetz nicht), welche für die schuldige Summe gutsagen und schwören, daß, wenn ihre eigenen Schulden bezahlt sind, ihnen noch einmal so viel übrig bleibt, als die verbürgte

Summe beträgt, wodurch sich der Angeklagte aus dem Handel zieht.

Als der General Gansel wegen einer beträchtlichen Schuld verhaftet worden war, ließ er für sich vor der Kings-Bench von zwei Juden Bürgschaft leisten. Da die ärmliche Kleidung der Juden auffiel, so foderte man Beweise, daß sie wirklich Bürgschaft leisten könnten, und sogleich zeigten sie eine Anzahl Banknoten vor, die 10 bis bis 12,000 Pfund betrugen. Man nahm daher ihre Bürgschaft an; kaum aber war dies geschehen, so umringten einige Leute die Juden und nahmen ihnen die geliehenen Banknoten wieder ab. So giengen die beiden Bürgen, die wenig Augenblicke zuvor so reich gewesen waren, rein ausgeplündert aus der Kings-Bench, und es blieben ihnen nur einige Guineen, die sie durch den Meineid verdient hatten, und womit sie sich aus dem Lande entfernten.

Schändliche Mißhandlung mehrerer Engländer in einem Gefängnisse.

Unter Pitts Ministerium wurden im Gefängnisse zu Cold-Bathfields viele schändliche Mißhandlungen verübt, welche selbst im Parlemente zur Sprache kamen.

und im In- und Auslande die größte Sensation erregten. Man schickte daher eine Commission ab, welche den Zustand der Gefangenen untersuchen sollte. Sie verhörte diese, wo sie erfuhr, daß sie kaum soviel Lebensmittel erhielten, um ihr Leben fristen zu können. Im Winter hatte man sie die größte Kälte ausstehen lassen. Viele erklärten, daß sie keine Schuhe anzuziehen hätten, und Einige beklagten sich, daß ihre Freunde Geld für sie abgegeben, das sie aber niemals erhalten hätten.

Als die Commissarien in eine Gallerie kamen, fanden sie einen gewissen Jones, der ein Tuch um seinen Kopf gebunden hatte und in einer Zelle lag. Er schien sehr krank zu seyn, und auf die Frage, was die Ursache seiner Krankheit sey? erwiederte er: „grausame Behandlung;" und erzählte folgendes: „eines Abends, im August 1798, als ich schon zu Bette war, öfnete ein Schließer die Thüre meiner Zelle mit den Worten: „warum lärmt Ihr so?" — Ich erwiederte: „ich lärme nicht, allein ich glaube, daß das Getöse durch einige Gefangene verursacht worden ist, als sie die Fensterladen ihrer Zellen zumachten." Der Schließer sagte: „Ihr seyd ein verdammter Schurke!" und bediente sich noch anderer beleidigender Ausdrücke, welche Jones bewogen, sich im Bette aufzurichten. In dem nämlichen Augenblicke schlug der Schließer mit einem Bund Schlüssel nach seinem Kopfe, was äußerst unglückliche Folgen für ihn gehabt haben würde, wenn

nicht die gefährliche Wirkung des Schlags dadurch vermindert worden wäre, daß einige der Schlüssel die Mauer trafen.

Hierauf gieng der Schließer fort, kam aber am nächsten Morgen wieder, öfnete die Zelle und sagte: „Jones, kommt mit mir, ich muß Euch fesseln!“ „Warum?“ fragte ich, „hätte ich etwas verbrochen, so verdiente ich gefesselt zu werden, allein ich habe nichts widerrechtliches gethan.“ Während dieses Wortwechsels kam der Aufseher Aris herauf und schlug Jones so lange mit einem Stocke, bis dieser in Stücken zerbrach; worauf er mit seinen Fäusten über ihn herfiel und ihn auf die grausamste Art mißhandelte. Man brachte ihn sodann auf den Hof und belastete ihn mit Ketten, die man ihm erst einige Monate nachher wieder abnahm. Jones erklärte feierlichst, daß, seitdem ihn der Aufseher so unmenschlich geschlagen habe, er nicht eine Stunde gesund gewesen sey.

Im Hospital der Frauenzimmer fanden die Commissarien ein Mädchen, Maria Rich, das noch nicht vierzehn Jahr alt war; sie war schon seit einiger Zeit krank, und als man sie um die Ursache ihres Verhaftes und um ihre Behandlung im Gefängnisse fragte, erwiederte sie, daß sie in den lezten vier Tagen gut behandelt worden sey; daß sie aber vier bis fünf Wochen lang sich in einer sehr elenden Lage befunden habe. Dies junge

Mädchen war deshalb verhaftet worden, weil sie gegen Jemand zeugen wollte, der ihr Unrecht gethan hatte. Die Commissarien erfuhren noch viele andere Grausamkeiten und Mißhandlungen dieser Art, die man an den unglücklichen Gefangenen ausgeübt hatte.

Sonderbare Ministerial-Clubbs in England.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts errichteten die Minister in England Clubbs, um ihren Einfluß zu vermehren und alle freimüthigen Männer zu schrecken. Diese Gesellschaften erstreckten sich durch das ganze Land und standen mit einander in Verbindung. Wer nicht so dachte, wie die Mitglieder dieser Gesellschaften, den erklärten sie für verdächtig, verschrien ihn als einen Jacobiner, beraubten ihn seiner Stelle, verfolgten und machten ihn unglücklich. Ohne Verantwortlichkeit übten diese verbündeten Gesellschaften das aus, was das Ministerium sich nicht zu unternehmen getrauete. Sie hatten Fonds, die man dazu verwandte, Spione und Angeber zu besolden, und eine Menge verläumderischer Flugschriften in Umlauf zu bringen, durch welche man die Wuth des Volks gegen die Anhänger einer Parlementsreform reitzen wollte.

Fox bewies in dem Parlemente, daß die Vorsteher dieser Gesellschaften das göttliche Recht des Königs lehrten, und daß sie zu andern Zeiten als Hochverräther würden bestraft worden seyn. Die Art, wie der Schatzsekretär Reeve seine Lehre predigte, ist ganz sonderbar: „Habt Ihr, fragte er, die Bibel gelesen? Wißt Ihr nicht, daß geschrieben steht, der König ist der Gesalbte des Herrn? Habt Ihr je gehört, daß er eine Republik gesalbt hat?“

In den Schmähschriften, die diese Clubbs ausstreuten, behauptete man geradezu, daß die unabhängigen Gemeinen keinen Theil der englischen Constitution ausmachten, daß die Parlamente stets durch Einfluß wären geleitet worden, daß die Mitglieder des Parlaments nothwendig bestochen und erkauft werden müßten.

Was hat die englische Politik für ein Ziel?

Die Grundsätze der ganzen europäischen Politik sind bis jezt noch der Eigennutz. Die eine Macht strebt nach der Alleinherrschaft auf der See; die Andere nach der Alleinherrschaft auf dem festen Lande; die Eine will das Gebiet ihrer Nachbarn verkleinern und das Ihrige vergrößern, die

Andere alle Handelsvortheile der ganzen Nachbarschaft an sich reißen. So treibt der Eigennutz sein furchtbars Spiel, macht die Menschen zu Egoisten und die Erde zum Tummelplatz der gehässigsten und zerstörendsten Leidenschaften.

Die Engländer führen seit 1793 beinahe ununterbrochen Krieg; bald hatten sie Bundesgenossen, bald keine; sie bemächtigten sich der Colonien ihrer Feinde, kaperten die feindlichen Schiffe und beschränkten den Handel der Neutralen auf die allerungerechteste Weise. Durch diese Eroberungen und die Ausbreitung ihrer Seeherrschaft nahm ihr Handel von Jahre zu Jahre zu; ihre Manufakturen und Fabriken wurden blühender; die Engländer hatten den Welthandel an sich gerissen und während eines 17jährigen Kampfes fühlten sie wenig oder nichts von den Uebeln des Krieges, welche mit diesem Ungeheuer verbunden sind. Da der Wohlstand ihres Landes durch den Krieg zunahm, und wenn auch Einzelne verarmten, so wurden doch die Kaufleute und Fabrikanten reich, so wurden sie mit der Idee des Krieges so vertrauet, daß sie wenig oder gar nicht an den Frieden dachten. Der Krieg vermehrte ihren Reichthum, machte ihre Fabriken und Manufakturen blühend, und verschafte ihnen den Welthandel. Nicht bloß Europa, sondern auch die übrigen Erdtheile lieferten ihnen die Mittel zur Fortsetzung des Krieges. Ein ewiger Krieg



wurde also der Denkspruch der englischen Minister. Was kümmerte sie das feste Land, das der Krieg verheerte? Was giengen ihnen die Leiden an, welche die Bewohner des festen Landes auszustehen hatten? Sie litten wenig oder nichts; sie hatten alle Vortheile des Krieges und wenige oder gar keine Nachtheile. Auf der See waren sie unüberwindlich; dies gab dem Nationalstolze Nahrung, und dadurch wurden die Lust und die Hülfsmittel zur Forsetzung des Krieges erhöhet und vermehrt, und wenn auch viele edle Britten den Gedanken an einen ewigen Krieg verabscheueten, und sobald als möglich einen ehrenvollen Frieden zu schließen wünschten, so dachten doch nicht so die Minister, die reichen Kaufleute, die Banquiers und Fabrikanten. Diese gewannen im Kriege unermeßliche Reichthümer und sahen voraus, daß der Friede ihren Gewinn schmälern werde.

Die Wünsche der Regierung und der reichen Handelsleute stimmten also in dem einen Punkte zusammen, den Krieg so lange als möglich fortzusetzen, indem dieser Zustand ihnen weit mehr Gewinn gewährte, als er ihnen Nachtheile verursachte. Ihr Handel auf dem festen Lande war wenig beschränkt; sie führten ungeheuere Massen von Waaren dahin, und bekamen unermeßliche Geldsummen dafür. Das ganze feste Land erhielt beinahe von ihnen allein oder aus ihren Colonien alle Materialwaaren, und da der Gewinn, den ihnen dieser Handelszweig verschafte,

jedes Jahr höher stieg, so wurden sie immer unempfindlicher gegen die Leiden der Menschheit, tauber gegen die Klagen der Unglücklichen, welche der Krieg arm und elend gemacht hat, und dachten nicht daran, daß der Friede für die Menschheit das höchste Bedürfniß sey.

So lange die Engländer wenig oder nichts von dem Kriege zu leiden hatten, gieng der Zweck der Politik ihrer Minister dahin, den Krieg so lange als möglich fortzusetzen, weil sie dabei gewannen. Sie führten Krieg um des Gewinnes willen; für sich hatten sie nichts zu besorgen; England war gegen jeden feindlichen Angriff gesichert; seine Colonien waren dem Feinde unerreichbar, und wenn es ja einmal bedrohet wurde, so kamen ihm die Mächte des festen Landes zu Hülfe und befreieten es von aller Furcht vor einer Landung, indem die Landmächte eine Coalition machten, wozu sie theils die Furcht vor Frankreichs Uebermacht, theils aber auch Englands geschäftiges Zureden und seine Versprechungen verleiteten.

Allein dies hat sich jezt geändert. England ist vom ganzen festen Lande ausgeschlossen; sein Handel leidet fürchterlich; seine Manufakturen und Fabriken stocken; Frankreich ist aus jedem Kriege mächtiger hervorgegangen und hat England auf dem festen Lande auch nicht einen einzigen Bundesgenossen, den König von Schweden ausgenommen, gelassen. Es sieht sich daher jezt auf mehr als einer Seite bedrohet; seine Politik hat eine andere Richtung

genommen, weil sich die Lage der Dinge geändert hat. Ein fortdauernder Krieg hat für England jezt zu große Nachtheile, als daß es noch diesen Gedanken hegen sollte. Nun fürchtet es nicht bloß Frankreichs Uebermacht, sondern sieht sich auch Gefahren ausgesezt, die es vorhero kaum für möglich hielt; sein Handel ist gewaltig beschränkt, das ganze feste Land ist gegen dasselbe verbunden. Die Noth und die Furcht machen seine Minister zum Frieden geneigt; sie wollen zwar keinen ewigen Krieg mehr, aber sie verlangen einen Frieden auf Bedingungen, welche ihnen Frankreich nicht zugestehen will.

England hat eine Menge Eroberungen in seinen Händen; es besizt Colonien von den Franzosen, Holländern und Spaniern, und ist nicht ungeneigt, diese herausgegeben; allein es verlangt dafür von Frankreich Aufopferungen auf dem festen Lande, welche dieses keine Lust zu machen hat. Es fodert die Zurückgabe der französischen Eroberungen an Preussen, Hessen, Portugal, Schweden, u. s. w. und wenn auch das, was England herausgiebt, mehr Werth für Frankreich und seine Alliirten hat, als was Frankreich zurückgiebt, so sieht man doch zugleich ein, daß ein Friede von keiner langen Dauer seyn kann, so lange nicht beide Mächte gemäßigtere Gesinnungen annehmen und gerechte Grundsätze befolgen: denn machen beide auch jezt Friede, so herrscht bei dem ersten Kriege, der ausbricht, England wieder

unbeschränkt auf der See und Frankreich auf dem festen Lande.

Englands Minister können aber ihren jetzigen Zweck, den Frieden, nicht erreichen; sie greifen also wieder zu dem vorigen Mittel, und glauben an die Richtigkeit der alten Behauptung, daß der, welcher es am längsten aushält, am Ende siegen werde. Sie setzen den Krieg mit aller Hartnäckigkeit fort, und trösten sich mit der Hofnung, Eroberungen in Südamerika zu machen und eine Veränderung in dem jetzigen Systeme der Mächte auf dem festen Lande zu bewirken. Sie glauben dies von den lästigen Verhältnissen derselben, von der Noth und von dem ganzen Zustande erwarten zu dürfen, in welchem sich Europa befindet. Der Krieg und seine Fortsetzung ist daher jezt wieder die Losung der englischen Minister; ihre Politik ist wieder die alte, ob sich schon die Umstände verändert haben. Der Krieg aber wird jezt hierdurch nur um so schrecklicher, verheerender und unmenschlicher, und er muß Catastrophen herbeiführen, welche dem europäischen Staatensysteme eine ganz andere Gestalt geben.

Die Alleinherrschaft der Engländer auf der See hört mit Abschluß eines allgemeinen Friedens auf, weil es im Begriffe des Friedenszustandes liegt, daß jede Nation ihren Handel frei und ungehindert treiben, und daß sie niemand in der Ausübung dieses Rechtes stören darf. Allein da England die größte Flotte auf der Erde, die

geübtesten Matrosen und die geschicktesten Offiziere besitzt, so bemächtigt es sich auch dieser Seeherschaft sogleich wieder, sobald ein neuer Krieg ausbricht. Wenn auch die Engländer in einem Traktate ihre Seegesetze aufzugeben versprächen, was sie aber doch nicht thun wollen, so nützte dies Versprechen doch nur so lange, als Friede ist. Der Krieg ist ein Zustand des Unrechtes; man greift zu jedem Mittel, das zum gewünschten Ziele führt, und die Engländer werden natürlich wie zuvor ihre ganze Macht aufbieten, um ihrem Feinde Abbruch zu thun. Gegen dieses Uebel ist keine Rettung, als entweder in der Unterjochung Englands, oder in der Vernünftigwerdung aller Mächte und der Achtung gegen das Recht. Das Erstere kann nur ein Unsinniger wünschen; daher bleibt nur das Zweite übrig. Macht die Vernunft auch langsame Forschritte, so bleibt sie doch nicht stillstehen, sondern erweitert ihre Herrschaft und ihren Einfluß von Tage zu Tage mehr, und fühlt man wieder die Vortheile des Friedens und des wechselseitigen Verkehrs eine lange Zeit hindurch, so wird man auch dem Kriege immer mehr abgeneigt werden; man wird sich hüten, eine Ruhe zu stören, die für alle Nationen vortheilhaft, für alle Regenten ehrenvoll ist.

Allein es ist eine durch die ganze Geschichte bewährte Bemerkung, daß die englische Politik weder klug noch schlau ist. Sie erreicht selten den Zweck, den sie sich

anfänglich vorsezte. In beinahe allen Kriegen mit Frankreich hat England Eroberungen gemacht, und es schloß jedesmal einen Frieden ab, der nicht seinen anfänglichen Ansprüchen entsprach. Die Engländer sind nicht thätig und listig genug, und lassen sich leicht in einem Netze fangen, dem sie durch eine angestrengte Achtsamkeit entgehen könnten. So kann es vielleicht auch diesmal geschehen, daß, welchen Zweck auch die englische Politik hat, besonders wenn derselbe ungerecht seyn sollte, sie denselben nicht erreichen werde. Wer zu viel fodert, der schwächt die Geneigtheit in dem Andern, ihm selbst dasjenige einzuräumen, was er mit Recht verlangen kann, und wer seine Existenz auf einen ewigen Krieg, auf ungemessene Eroberungssucht, gründet, der stürzt sich gerade in den Abgrund, den er vermeiden will.

Ueber die Seemacht der Engländer.

Das Meer ist niemandes Eigenthum, es ist so frei, wie die Luft. Niemand kann es in Besitz nehmen, weil ihm niemand ein Kennzeichen aufdrücken kann, das sein Eigenthumsrecht beurkundete. Alle Nationen dürfen es befahren, dürfen es als einen Verbindungsweg zwischen den verschiedenen Erdgegenden benutzen, und niemand hat ein

Recht, sie daran zu verhindern und sich ein ausschließendes Eigenthumsrecht darauf anzumaßen. Die Seeschiffahrt ist dem Rechte nach gänzlich frei; und wenn ein Schiff darauf erscheint, das einem Neutralen gehört, so ist dies frei; allein nicht bloß das Schiff ist frei, sondern auch das, was in demselben verladen ist. Freies Schiff macht daher freies Gut; wer diesen Grundsatz antastet, der verlezt auch das Recht des Neutralen und lebt nicht mehr mit ihm im Frieden, sondern im Kriege; in jenem darf er bloß das thun, was dem Rechte und der Freiheit aller Nationen keinen Abbruch thut, und was eine Handlungsweise begründet, welche allgemein gültig für alle Nationen seyn kann und weder ihre Unabhängigkeit noch ihre Selbstständigkeit gefährdet.

Die Engländer wollen diesen Grundsatz nicht gelten lassen und machen sich dadurch der schreiesten Ungerechtigkeiten schuldig; sie maßen sich ein Recht der Visitirung neutraler Schiffe an, was jeden Friedenszustand unmöglich macht; sie erklären das feindliche Gut, das sie auf neutralen Schiffen finden, für eine Beute; sie nehmen das Gut, das dem Neutralen gehört und das sich auf feindlichen Schiffen befindet, ob schon das Eigenthum des Neutralen allenthalben unverleßlich seyn muß.

Wir wollen hier kurz die Grundsätze angeben, welche die Engländer in diesen Hinsichten geltend machen,

um den Abscheu zu erregen, welche eine solche Handlungsweise verdient. Machen es Andere nicht besser, als die Engländer, so sind mit ihnen in gleichem Falle, und sie begehen die nämlichen Ungerechtigkeiten, welche sich jene zu Schulden kommen lassen.

Die Anzahl der Einschränkungen, welche die Engländer auf dem Meere geltend machen wollen, beläuft sich hauptsächlich auf viere.

1) Die Schiffe, von welcher Nation sie auch seyn mögen, sollen nur in diesem oder jenem Hafen landen; sollen nur diese oder jene Waaren führen. — „Unsere Seegesetze, sagen sie, setzen eure Bestimmung fest, und bezeichnen euch den Weg, und auch die Art der Waaren, die euch zu führen erlaubt ist.“

2) Die Kriegsschiffe sollen frei segeln können; jedoch sollen sie den Kauffartheischiffen ihrer Nation nicht zur Escorte dienen können. — „Unsere Seegesetze, sagen die Engländer, erlauben eurem Souverän nicht, seine Kauffartheischiffe zu convoyiren. Ueberdies dürfen die Kauffartheischiffe nur die Art Waaren verführen, die wir sie zu laden berechtiget haben, und da es ihnen nicht erlaubt ist, Waaren einzunehmen, wozu sie von uns nicht berechtiget sind, so kommt es uns zu, eure Schiffe zu visitiren und nachzusehen, ob sich eure Verlader nach unsern Seegesetzen gerichtet haben. Wären wir auf eurem Gebiete, so würden wir die Oberherrschaft

eures Fürsten achten; wir würden Rücksichten auf die Person seiner Unterthanen nehmen, aber auf dem ofnen Meere üben wir zu Kriegszeiten die Souveränität aus und sind daher zu keiner Schonung verbunden. Unser Vortheil erfodert, uns zu überzeugen, ob ihr keine verbotenen Waaren führt. In England halten wir auf den kleinsten Marktplätzen alle Waaren, die wir an uns kaufen, auf Treu und Glauben der Verkäufer für ächt und richtig verkauft; aber diese Verkäufer sind Engländer. Dieses Zutrauen können wir nicht Männern einräumen, die auf fremden Schiffen fahren und unter fremder Flagge segeln."

3) Alle Völker Europens haben sich Englands Navigationsakte unterworfen. Einige haben in Tractaten eingewilliget; alle haben Englands Seegebräuche geduldet. Alles was noch von gemeinen und gemeinschaftlichen Rechten übrig ist, existirt nur durch seinen guten Willen. Wer kann es hindern, wenn es ihm einfällt, die Verbote seines Seerechts auf alle Nationen auszudehnen? Wer kann es hindern, wenn England befiehlt, diese Nation soll bloß eine gewisse Anzahl Schiffe, jene gar keine haben?

4) Jeden Platz, jede Gegend kann England für blokirt erklären. Nach der Bekanntmachung der Blokade soll es jedem Fahrzeuge verboten seyn, daselbst einzulaufen.

Alle Ansprüche der Engländer haben keinen andern Grund, als den, daß sie Herren des Meeres sind, und daß sie die Siffahrt anderer Völker allen Einschränkungen unterwerfen können, die ihr Handelsinteresse erfodert.

„England, sagen die Engländer, besizt die Herrschaft über das Meer. Es ist Meister der Nordsee, durch die große Anzahl seiner Häfen, des mitelländischen Meeres, durch Gibraltar und Malta; Ostindiens, durch das Vorgebirge der guten Hofnung, Ceylon und Bengalen; des amerikanischen Meeres, durch Jamaika und Trinidad; überdies hat England mehr Linienschiffe, als die übrigen Seemächte zusammengenommen Fregatten haben.“ Wer muß daher nicht eingestehen, daß es in der That Herr aller Meere ist, und daß es kraft der Macht, die es entwickelt oder entwickeln kann, das Recht hat, die allgemeine Gesetzgebung anzuordnen und die Grundsätze dieser Gesetzgebung nach seinem Interesse festzusetzen.“

Die Engländer spielen ein gefährliches Spiel; denn wie jede Uebermacht sich selbst vernichtet, so auch die ungeheure Gewalt zur See. Schon der Lord Bolingbroke sagt: „der Entwurf, allein Herr des Meeres zu seyn und sich des ganzen Handels zu bemächtigen, ist in seinen Wirkungen eben so verderblich, als das Project einer Universalmonarchie auf dem festen Lande.“

Uebermacht empört, weil sie bedrückt. Männerzorn

erhebt sich gegen ihr Daseyn, und der allgemeine Unwille verleiht den bedrückten Nationen Muth, ein Joch abzuschütteln, das eben so lästig als entehrend ist.

Die Opposition im englischen Parlamente.

Vor ungefähr hundert Jahren theilten sich die Engländer in die zwei politischen Parteien, in die Wighs und Torys. Jene behaupteten, daß die bürgerliche und religiöse Freiheit angeborne Rechte des Menschen wären und daß sie keinem Britten geraubt werden dürften; diese, daß die Könige von Gott eingesezt, daß der leidende Gehorsam Pflicht wäre u. s. w. Die Grundsätze dieser beiden Parteien wurden aber schon sehr schwankend, als das Haus Braunschweig auf den Thron von Großbritanien gelangte, und jezt sind sie kaum mehr sichtbar. Die Parteien zerfallen jezt in die Opposition und in die Ministerialpartei im Parlamente. Jene tadelt jede Maaßregel, welche die Minister ergreifen, denen die Leztere in allen Stücken blinden Beifall giebt. Jene will die Minister stürzen und selbst ins Ministerium gelangen, diese wollen sich auf ihrem einträglichen Posten behaupten. Auf diese Art ist der Kampf

zwischen den beiden Parlamentsparteien nicht ein Kampf für Wahrheit und Recht, sondern für den Eigennutz und die Herrschsucht. Nicht das, was dem Vaterlande vortheilhaft ist, nicht die Freiheit der Nation und die Aufrechthaltung der Constitution sind die Triebfedern, welche das Verfahren der Opposition leiten, sondern der Wunsch, Minister zu werden und die Vortheile zu genießen, in deren Besitz jezt die Minister sind.

In einer freien Verfassung ist eine Opposition unvermeidlich; wo jeder seine Meinungen ohne Furcht vor Gefahr bekannt machen kann, wo jeder nach seiner Einsicht spricht, da muß auch eine Verschiedenheit der Ansichten herrschen, da muß auch ein Widerspruch zum Vorscheine kommen. Ein solches Phänomen ist der Wahrheit zuträglich; man untersucht die Sache von allen Seiten, prüft sie in allen Hinsichten, und der Nutzen und das Recht behalten endlich die Oberhand in dem, was man beschließt. Sind auch mehrere Parlamentsmitglieder in England ächte Patrioten, die keine andere Maaßregeln vertheidigen, als diejenigen, die gerecht und vortheilhaft sind, so ist ihre Anzahl doch klein. Die beiden Parteien widersprechen sich bloß, weil sie Partei sind. Kommt die Opposition ins Ministerium, so spricht und handelt sie wie die vorigen Minister, und wenn auch einige kleine Verschiedenheiten Statt finden, so sind diese mehr ein Werk der Umstände als der Grundsätze. Den Ministern liegt ob,

die Regierung im Gange zu erhalten, und es war daher kein Wunder, daß Pitt und Fox als Minister ziemlich einerlei Sprache führten. Beide Parteien führen oft weiter nichts als ein Klopffechterspiel auf, bei denen der Witz und der Scharfsinn das Ausgezeichneteste sind, mit der jede Partei ihre Rolle durchführt.

Wer Mitglied des englischen Parlaments werden will, der muß oft eine ungeheuere Summe darauf verwenden, wenn er sich gewählt sehen will. Einige richten sich dadurch gänzlich zu Grunde; Andere stürzen sich in Schulden. Wollen sie sich retten, so treten sie auf die Seite der Minister, welche ihnen einträgliche Aemter verschaffen, dadurch ihre Stimmen erkaufen und sie zu ihren blinden Werkzeugen machen. Diese Mitglieder stimmen den Ministern in jedem Vorschlage bei, welchen diese machen; sie sind die Drahtpuppen, welche die Minister aufziehen. Was der Nation zum Vortheile, zur Ehre gereicht, darum bekümmern sie sich nicht; sondern ihr Ziel sind die Minister und deren Beifall. „Das Parlament ist bestochen, sagt Arthur Young, Bestechung ist das Oel, womit die Maschine der Regierung geschmiert wird, damit sie gut geht. Verschwenderische Höfe, egoistische Minister, bestochene Majoritäten sind so innig mit unserer praktischen Freiheit verbunden, daß ganz andere Politiker als unsere neuen Reformatoren dazu gehören, um den Beweis zu führen, daß wir den Uebeln, die sie heilen

wollen, nicht unsere Freiheit zu verdanken haben. „Wenn dies wahr ist, und Young ist ein Anhänger der Minister, so hat die Freiheit in England eine eben so schwache als ehrlose Stütze; allein Hr. Arthur Young scheint im Eifer für seine Partei und aus Haß gegen seine Gegner mehr einzuräumen, als die Wahrheit gestattet.

Wenn die gesetzgebende Gewalt einer Nation bestochen ist, wenn sie sich entweder durch Geld oder Furcht und Hoffnung leiten läßt, wenn sie bloß dem Parteihasse fröhnt, so ist die Freiheit eines Landes in der größten Gefahr. Man beschließt nicht mehr das, was Allen zum Vortheile gereicht, was die Freiheit Aller schützt; sondern bloß das, was die Anführer der Parteien für ihren Vortheil für zuträglich finden, was ihre Macht zu vermehren scheint, oder was ihre Gewalt verlängert. Dies ist in England nur zu häufig der Zweck der beiden Parteien, welchen nicht das Interesse ihres Vaterlandes, das Wohl der Menschheit, sondern bloß ihr eigener Vortheil am Herzen liegt. Ihr Egoismus wird zwar einigermaßen durch die Freiheit der Presse in Schranken gehalten, allein diese vermag doch nicht alles da, wo man sich ungescheuet über Pflicht und Ehre hinwegsezt. Sie stört wohl den Sündenbock bisweilen in seinem Schlafe auf, aber bald lullt sich dieser wieder durch die Vortheile in denselben ein, welche ihm seine Rolle gewährt. Allein selbst die meisten englischen Zeitungen sind Parteigänger; die Eine vertheidigt

alles, was die Opposition thut, die Andere alles, was die Minister vornehmen. Auf diese Art gewährt die Presse auch nicht den Vortheil, den sie für das Land und die Freiheit haben würde, wenn man bloß der Wahrheit und Gerechtigkeit huldigte.

Die Engländer in Ostindien.

Was nicht gerecht gehandelt ist, das kann auch nicht auf die Dauer bestehen. Was durch Uebermacht oder Hinterlist gewonnen ist, das findet früh oder spät seinen Untergang. Dies liegt in dem Gange der Natur, gegen den nichts gröblicher verstößt, als was die Menschheit herabwürdigt und die Gerechtigkeit mit Füßen tritt.

In Ostindien beherrscht eine Gesellschaft von Kaufleuten, die in London schwelgt, und die bloß auf die Einkünfte begierig ist, die man jenem Lande abpreßt, über 33,590,770 Einwohner, denen sie zwar das Eigenthum gegen die Angriffe Anderer schützt, die sie aber als ihre Sklaven benuzt. Seitdem die Engländer in Ostindien herrschen, ist zwar das Privateigenthum gesichert, aber alle Einwohner arbeiten bloß für den Vortheil der englischen ostindischen Gesellschaft. Sie erndten

für die Engländer, sie fabriziren Waaren für die Engländer, welche alles für einen sehr geringen Preis aufkaufen. Vor etlichen vierzig Jahren kauften englische Spekulanten allen Reis in Ostindien zusammen; es entstand eine Hungersnoth, und wer den ungeheuern Preis nicht bezahlen konnte, für den nunmehro die Engländer den aufgekauften Reis verkauften, der würde eine Beute des Todes. Eine zahllose Menge Hindus starb vor Hunger; die englischen Wucherer blieben bei diesem Anblicke kalt und gefühllos, und berechneten bloß die Summen, welche sie bei dem hohen Preise des Reises gewannen. Der Kaufmann taugt nicht zum Regieren, er sieht bloß auf seinen eigenen Vortheil und nicht auf das allgemeine Beste. So haben die Engländer die Einwohner mit Abgaben überhäuft, und zwingen die armen Hindus, bloß für sie zu arbeiten, bloß für die reichen Nabobs ihren Schweiß und ihr Blut zu vergießen.

Die englische Macht war vor nicht langer Zeit in Ostindien noch sehr unbedeutend; aber durch List und Gewalt hat sie jezt eine Höhe erreicht, wo sie nicht leicht höher steigen, aber wohl wieder zurückgehen und sinken muß. Alle einsichtsvollen Engländer klagen über die Monopolien, die die englische ostindische Compagnie in Ansehung des Handels in Ostindien genießt und über die Ungerechtigkeiten, die sie daselbst verübt. Sie unterhält Zwietracht zwischen den inländischen Beherrschern, um sie

zu schwächen und sie alsdann zu verschlingen; sie nimmt sich derjenigen an, die Ansprüche auf Throne machen, gewährt ihnen Unterstützung und macht sie alsdann zu ihren Vasallen.

Wir wollen hier eine kurze Schilderung des Verfahrens der englischen Compagnie in Ostindien, ihrer Macht und der Ausbreitung ihrer Herrschaft in dieser Erdgegend liefern; der Dr. Papi, der sich 11 Jahre lang von 1791 — 1801 in Ostindien aufgehalten hat, soll uns dabei zum Führer dienen.

Die englische ostindische Compagnie ist heutzutage etwas ganz anderes, als was sie zur Zeit ihrer Entstehung war. Damals betrachtete man sie bloß als eine Gesellschaft von Kaufleuten, welche sich in der Absicht vereinigt hatten, ihren Handel zu erweitern. Jezt ist sie ein Souverain, der in Europa seinen Siz hat, und von hier aus über große Länder und Reiche in Indien herrscht. Nicht der Handel ist es, welcher die Schäze von ganz Asien nach England bringt und sie daselbst ausbreitet; dieser hat hierbei das wenigste zu thun; es sind vielmehr die unermeßlichen Einkünfte der Halbinsel Hindostan, welche sammt und sonders nach England kommen. Ehedem betrachtete man Indien als den Schlund, der alles baare Geld aller anderen Länder, besonders von Europa, verschlang, und nie wieder etwas zurückgab. Heutzutage giebt es diese Reichthümer an

England zurück, und es sind dieselben, welche man dazu anwendet, alle europäische Kabinette zu bestechen, dem durch öftere Niederlagen muthlos gemachten Stolze wieder aufzuhelfen, den Krieg von neuem wieder anzufachen, ganz Europa mit Blut und Leichen zu bedecken, und die Rückkehr des Friedens zu verzögern.

Die Engländer gestehen selbst ein, daß sie ihren ganzen Geldzufluß aus Indien erhalten. „In diesen unsern Besitzungen, sagt ein englischer Schriftsteller, finden wir das sicherste, wohl gar das einzige Mittel, unsere Nationalschuld zu tilgen." Die großen, ungemein schönen Provinzen von Bengalen, deren natürliche Fruchtbarkeit vielleicht die von Aegypten noch übertrift, gehören dieser Handelsgesellschaft. So auch die Königreiche Oud, Bahar, Orissa, die Küsten Koromandel und Malabar, Kanara, Mysore, das Carnatik und die Insel Ceylon. Kurz, sie hat fast Alles verschlungen, außer den Staaten der Maratten und den Besitzungen einiger kleinen Souverains, die es aber kaum noch dem Namen nach sind. So ist z. B. der Nabob von Arcote weiter nichts, als eine Puppe, mit welcher die Engländer ihr Spiel treiben. Von seiner ehemaligen Größe ist ihm nichts mehr übrig, als die Errinnerung dessen, was er einst war, und die traurige Erfahrung hat ihn gelehrt, was dabei herauskommt, wenn man mit diesen Kaufleuten ein Bündniß schließt. Die englische

Compagnie veranstaltet von Zeit zu Zeit, unter dem Vorwande, ihm eine Ehre zu erweisen, allerlei lächerliche Ceremonien, die ihn empören und aufbringen müßten, wenn er nicht völlig stupid wäre; auch läßt sie ihm jährlich eine gewisse Summe Geldes auszahlen, die nicht viel besser als ein Almosen ist; und damit er nicht etwa den Kopf zu sehr anstrenge, oder sich durch Arbeit ermüde, so ist sie so gefällig, sich mit der Administration und den Regierungsgeschäften seiner Staaten zu belasten, so daß ihm nicht eine Spanne Landes mehr übrig ist, die seine landesväterliche Sorgfalt beschäftigen könnte. Vor kurzem hat man ihm auch die lezten Ueberreste seiner Souveränität geraubt.

Es ist bekannt, wie die Engländer mit dem Könige von Tanjore und mehreren anderen Rajahs zu Werke gegangen sind, welche sie anfänglich entweder veruneinigten, oder unter der trüglichen Benennung ihrer Freunde und Bundesgenossen einschläferten, nachher aber mit den Waffen in der Hand zu Paaren trieben, oder durch eben so läppische Possen, wie die obenerwähnte, zu beruhigen suchten. Indessen will ich hier doch in Betreff dieses Punktes noch einige Nachrichten mittheilen.

Nach Tippo-Saibs Tode, und der blutigen greuelvollen Eroberung von Seringapatam, zogen die Engländer den Erben des ehemaligen Rajah von Mysore, welcher damals nur noch ein Kind war, aus der Dunkelheit hervor, und sezten ihn auf den Thron seiner

Väter. Er wurde vom General Harris förmlich gekrönt, welcher ihm zugleich sein ganzes Offizierkorps vorstellte, und ihn unter dem Donner der Kanonen zum Könige ausrufen ließ. Einige Tage nach diesem Possenspiele, welches die Engländer, wie aus allen Umständen hervorgeht, bloß in der Absicht veranstaltet hatten, um die Gemüther der Hindus zu besänftigen, und die Mohamedaner in Schrecken zu setzen, kam der kleine König, ihr Lockvogel, auf den Einfall, in Gemäßheit seiner neuerlangten Würde etwas anzubefehlen. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er sah, daß ihn die Engländer bloß zum Narren hatten, und daß er sogar in Ansehung seiner Tafelausgaben von ihnen abhängig war!

Der König von Travankore weiß mehr als zu gut, wie weit die Britten um sich greifen, wenn man sich einmal mit ihnen in Traktaten eingelassen hat, und welche kluge Nachgiebigkeit er anwenden muß, um wenigstens noch einen Schatten von Unabhängigkeit zu behaupten, der aber ebenfalls gänzlich verschwinden wird, sobald sie ihn mit guter Manier darum bringen können. Sein Land ist zu schön, zu fruchtbar und hat eine zu vortheilhafte Lage, als daß es dem Schicksale entgehen könnte, das bereits so viele andere nicht minder schöne Länder betroffen hat. Er hat sich, vermöge eines mit der englischen Compagnie geschlossenen Contrakts, anheischig gemacht, derselben fast allen Pfeffer, der in seinen Ländern

gebaut wird, zu einem ganz geringen Preise zu überlassen, und dafür Flinten, Bajonette und eine Art schlechten rothen Tuches zu nehmen, das zu Montirungen für seine Truppen verbraucht wird. Da nun dieser Contrakt schon seit vielen Jahren besteht, so hat sich in den Vorrathshäusern des Rajah eine ungeheure Menge Waffen angehäuft, die er, da sie nicht an andere indische Fürsten verkauft werden dürfen, schlechterdings zu nichts zu gebrauchen weiß; es müßte denn seyn, daß er sie wieder an die Engländer ablieferte, um dieselben wie andere alte Gewehre nach Europa zu senden. Er muß der ostindischen Compagnie jährlich nicht weniger als 200,000 Rupien Subsidiengelder, oder vielmehr Tribut zahlen, und ihr noch überdies, sobald sie es verlangt, seine Truppen überlassen. Was ihn aber noch weit mehr schmerzen muß, ist, daß sie diese nämlichen Truppen gegen Fürsten und Rajahs gebraucht, die zu seiner eigenen Caste gehören, und mit denen er in freundschaftlichen Verhältnissen steht, wie solches z. B. erst unlängst gegen den Rajah von Cotiote geschah. Kurz, wenn ihm diese allgewaltigen Kaufleute seine Länder noch nicht mit gewaffneter Hand entrissen und ihn auch in diesem Stücke wie Andere seines Gleichen behandelt haben, so hat er es bloß dem Umstande zu verdanken, daß sie solches zeither noch nicht bewerkstelligen konnten, ohne alles Schamgefühl gänzlich bei Seite zu setzen; denn, ob sie ihm schon seit mehrern Jahren das Mark aus dem Knochen

saugen, und nicht eher ruhen werden, bis sie ihn gänzlich ausgemergelt haben, so weiß er sich doch auf eine so kluge Art und mit so guter Manier in sein Schicksal zu fügen, daß es das Ansehen hat, als ob er mit ihnen im besten Vernehmen stünde.

Dem Rajah von Kurga, oder Kurg, geht es nicht besser. — Der Rajah von Kalkutta, ein Nachkomme des berühmten Zamorin, hat jährlich nebst seiner ganzen Familie nicht mehr als funfzehn tausend Rupien zu verzehren, die ihm eigentlich als ein Almosen gereicht werden. Er hält sich in einem fernen Winkel seines ehemaligen Reichs auf, wo er so still und eingezogen wie ein Einsiedler lebt. Wenn er sich, wie es bisweilen der Fall ist, nach Kalkutta begiebt, um hier dem Regenten seinen Besuch abzustatten, welchem die Engländer die Regierung seiner Staaten übertragen haben, so würde sich derselbe nicht wenig von seiner Würde zu vergeben glauben, wenn er ihm erlaubte, sich in ihrem Beiseyn setzen zu dürfen. So ganz haben es diese übermüthigen Menschen vergessen, wie kriechend und demüthig sich einst ihre Vorfahren geberdeten, als sie sich um den Schutz und Beistand der indischen Fürsten bewarben!

Wer hätte wohl je gedacht, daß die Nachbarschaft der Engländer dem Rajah von Cochin, und dem Könige von Candi auf der Insel Ceylon, noch weit nachtheiliger seyn, sie weit härter drücken würde, als jene der Holländer? Auch den Nabob von Surate

haben sie ganz neuerlich seiner Würde entsezt, und in eine entlegene Gegend verwiesen, wo er eine kärgliche Pension bezieht. Dieser ehemals so blühende Handelsplatz, wo alle Handelsnationen Europa's ihre Faktoreien hatten, befindet sich heutzutage nebst dem ganzen dazu gehörigen Gebiete in den Händen der Engländer.

Der alte Nabob von Oud, sizt zu Kalkutta im Gefängnisse. Der Nizam, den vielleicht Mancher, der von der Lage der Sachen nicht genau unterrichtet ist, für einen unabhängigen Fürsten hält, muß jährlich an die gedachte Compagnie starke Contributionen zahlen.

Ich will hier der Kürze wegen weiter nichts von den individuellen Verhältnissen mehrerer andern Rajahs erwähnen, die sammt und sonders nicht anders als Faktoren der englischen Compagnie sind; sie bedienen sich derselben auf eben die Art wie der Diener, die in ihren Diensten stehen, zur Eintreibung der Steuern und Abgaben. Da diese Regenten noch immer bei dem Volke in sehr großem Ansehen stehen, so könnte die englische Compagnie dergleichen Aufträge keinen bessern Händen anvertrauen. Sie läßt ihnen daher eine gewisse Pension auszahlen; damit sie aber dieselbe nicht verlieren und zugleich nach wie vor eine Autorität behaupten, lassen sie sich auf die schändlichste Weise dazu gebrauchen, die Bewohner derjenigen Distrikte, die ihrer Aufsicht anvertraut sind, auf die unbarmherzigste Weise zu peinigen, und die ge-

waltsamsten Bedrückungen zu verüben. Als einstmals ein Europäer dem Rajah von Travankore wegen der Grausamkeit Vorwürfe machte, die er in Rücksicht einer gewissen Erpressung verübt hatte, gab er in vollem Grimm zur Antwort: „Ihr selbst habt mich ja diese Grausamkeiten, diese gewaltthätige Verfahrungsart gelehrt.“ Er hätte geradezu sagen sollen: „Ihr habt mich ja dazu gezwungen.“

Der einzige indische Fürst, welcher, trotz dieser allgemeinen Unterjochung und Herabwürdigung aller Andern, noch immer das Herz hat, seine Rechte zu vertheidigen, und den die Engländer noch nie bezwingen konnten, ist der Rajah von Cotiote. Seine Besitzungen liegen zwischen den Gebirgen, Abgründen und Waldungen, ostwärts von Taliceri. Dieser arme und unbedeutende Souverain war ehedem ein Freund der Engländer, und hat ihnen sowohl zu jener Zeit, wo Taliceri vom Sardar Chan belagert, und von dem braven Major Abington vertheidigt wurde, als auch bei manchen andern Gelegenheiten sehr wesentliche Dienste geleistet.

Vor einigen Jahren fielen die Engländer, ich weiß nicht mehr unter was für einem nichtigen Vorwande, in seine Länder ein, und wollten ihm eben so mitspielen, wie den andern Fürsten. Ob er schon viel zu schwach war, sich mit einem so überlegenen Feinde zu messen (und eben diese Schwäche mochte wohl in dessen Augen sein größtes

Verbrechen seyn), so leistete er doch einen muthigen Widerstand richtete zwei Bataillons Seapoys, nebst einer Menge europäischer Offiziere und Soldaten zu Grunde, und nahm ihnen ihre Munition, ihr Feldgeräthe und ihr Gepäk weg. Als die englische Compagnie sah, daß bei dieser Fehde viel zu verlieren und wenig für sie zu gewinnen sey, fand sie es rathsam, dieselbe für diesmal beizulegen; nach Tippu's-Saibs Fall aber suchten sich die Engländer wegen der tiefen Wunde, die er ihrem Stolze geschlagen hatte, zu rächen, und fiengen unter dem Vorwande, daß der Rajah sein Vasall gewesen sey und Tribut an ihn gezahlt habe, von neuem Krieg mit ihm an. Er machte es aber wie gewöhnlich, tödtete ihnen ungefähr dreihundert Seapoys, und erlitt hiebei wenig oder gar keinen Verlust.

Am Ende aber wird er dennoch unterliegen müssen; denn jezt 1802, wo ich dies schreibe, steht ein Truppenkorps in seinem Lande, das wenigstens sechs bis sieben tausend Mann stark ist, und theils aus Seapoys, theils aus europäischen Soldaten besteht. Diesen kann er höchstens drei bis vier tausend Nairen entgegenstellen, die ihm zwar als seine Unterthanen treulich beistehen, aber von Wald zu Wald, von Fels zu Fels zurückgedrückt werden, mit Hunger und Elend kämpfen und an Allem Mangel leiden. Einige seiner Hauptleute und Anhänger, die in feindliche Gefangenschaft gerathen, hat man gespießt;

eine Strafe, welche die Nairen unter allen, die ihnen zuerkannt werden können, für die schimpflichste halten. Dem Rajah selbst soll, wie mir einige Offiziere versichert haben, das nämliche Schicksal bevorstehen, wenn er dem Feinde in die Hände fällt.

Uebrigens läßt sich dieser Fürst weiter auf nichts ein, als daß er vertheidigungsweise zu Werke gehet. Man giebt ihm zwar Schuld, daß er einige seiner Kriegsgefangenen sehr grausam behandelt habe; im Grunde aber hat er bloß Repressalien gebraucht. Folgendes Beispiel ist ein Beweis von seiner Mäßigung. Ein englischer Offizier war nebst einer Compagnie Seapoys in einem engen Passe eingeschlossen, und man würde denselben zuverlässig nebst seiner sämmtlichen Mannschaft in Stücken gehauen haben, wenn er Miene gemacht hätte, sich vertheidigen zu wollen. Da er nun seinen unvermeidlichen Tod vor Augen sah, so ließ er sich, um demselben, wo möglich, zu entgehen, mit den Hindus in Unterhandlungen ein. Diese verlangten weiter nichts, als daß er sogleich aus ihrem Lande marschiren solle, in welchem Falle sie ihm nicht das mindeste zu Leide thun würden. Man kann sich leicht vorstellen, daß er herzlich froh war, so wohlfeilen Kaufs davon zu kommen. Die Hindus begleiteten ihn bis an ihre Grenze, wo sie ihn alsdann seinen Weg ungehindert fortsetzen ließen.

Der englische Offizier, welcher die Truppen komman-

dirt, die gegen diesen Fürsten im Felde stehen, hat dessen Unterthanen in mehrern Proklamationen sehr liebreich aufgefodert, ihren Nacken unter das Joch zu beugen, und nennt sie unter andern die rebellischen und verblendeten Bewohner von Cotiote. Was dies wohl für eine Rebellion und Verblendung seyn mag? Verblendet sind sie gewiß nicht; Rebellen müssen sie aber wohl seyn, da man sie zu Paaren zu treiben sucht.

Die gesammte Kriegsmacht, mit deren Hülfe die englische Compagnie ein so stark bevölkertes großes Reich, wie Indien ist, in Unterwürfigkeit erhält, wird aus ungefähr 16,000 Mann europäischen und 60,000 Mann *) indischer Truppen bestehen. Aus Furcht läßt man es sich zwar, besonders seit einiger Zeit, sehr angelegen seyn, Alles, was auf das Interesse der Compagnie in Hindostan Bezug hat, unter dem Schleier des Geheimnisses zu verbergen, indessen wird obige Angabe der Wahrheit doch sehr nahe kommen; denn die meisten Regimenter sind bei weitem nicht vollzählig, und besonders unter den europäischen giebt es Einige, die gewiß nicht über vier bis fünfhundert dienstfähige Leute aufweisen können. Der größte Theil der dasigen europäischen Truppen gehöret dem Könige von Großbritannien, welcher sie aber zum Dienst der Compagnie hergiebt, oder unter dessen Namen man wenigstens von ihnen Gebrauch macht. Die

*) Andere rechnen diese auf 120,000 Mann.

Nationaltruppen, welche theils aus Mahomedanern, theils aus Hindus bestehen, und Seapoys genannt werden, sind auf dieselbe Art disciplinirt, müssen die nämlichen Kriegsartikel beschwören, führen eben solche Waffen und Feldgeräthe, und sind auch beinahe eben so montirt, wie jene. Sie unterscheiden sich bloß dadurch, daß sie weder Hut noch Helm, sondern statt dessen eine Art Turban, oder vielmehr eine große Mütze tragen, die zwar sehr gut ins Auge fällt, aber nicht gehörig festsitzt, und daß sie sehr enge und kurze Beinkleider tragen, die kaum die Hälfte der Schenkel bedecken. Uebrigens gehen sie barfuß (die Offiziere ausgenommen, welche Stiefeln tragen) und bloß auf weiten Märschen tragen sie Schuhe, ungefähr von eben der Art, wie bei uns einige Bettelmönche. Diese Truppen werden von englischen Offizieren kommandiret, deren bei jedem dieser Regimenter fast eben soviele angestellt sind, wie bei einem europäischen. Bei jeder Compagnie befinden sich außer einem europäischen Hauptmann, Lieutenant und Fähndrich, auch noch zwei Nationaloffiziere, nämlich ein Subadar und Dschemedar, von welchen der erstere die Stelle des Hauptmanns, und der zweite die des Lieutenants vertritt. Die Staabsoffiziere bei jedem Regimente bestehen aus einem Obristen, zwei Obristlieutenants, deren jeder ein Bataillon kommandiret, und aus zwei Majors. Auch hat man zwei Regimenter Nationalkavallerie errichtet, die Bedienung der Artillerie

aber haben sich die Engländer ausschließlich vorbehalten, um zu verhindern, daß die Indier nicht damit umgehen lernen. Bloß zu den mechanischen Verrichtungen, die dabei vorkommen, bedienet man sich der Lascars, einer Art Soldaten, von welchen zu diesem Behuf jedem Artilleriekorps eine gewisse Anzahl zugetheilt ist. Diese verschiedenen Nationaltruppen werden regelmäßig bezahlt, in guter Zucht und Ordnung gehalten, und sind reichlich mit Allem versehen, was dazu erfoderlich ist, um gleich auf den ersten Wink, ohne den mindesten Verzug, aufbrechen zu können.

Zwischen den Offizieren der englischen Compagnie und jenen, die in königlichen Diensten stehen, herrscht eine gewisse Animosität, wie solches zwischen den Beamten der Civil- und Militärdepartemente von jeher der Fall war. Die königlichen Offiziere betrachten sich als Leute, die einen höhern Rang bekleiden, als jene; sie haben jederzeit, wenn beide in Ansehung ihres Grades einander gleich sind, den Vorzug im Kommando, und wenn es ihnen gelingt, in Verbindung mit jenen einen glücklichen Streich auszuführen, so trägt der königliche Offizier gemeiniglich ganz allein die Ehre davon, mag er übrigens an dem Erfolge noch so wenig oder gar keinen Antheil gehabt haben. Ueber diese und andere dergleichen widerrechtliche Anmaßungen hörte ich die Offiziere der Compagnie oft bitterlich klagen, und wie es mir vorkam, mochten sie wohl Recht haben. Uebrigens sind die königlichen Offiziere

meistens weit besser erzogen und unterrichtet, führen sich auch viel besser und ordentlicher auf, als man es in den meisten Fällen von Kommandirenden gewohnt ist. Ehedem erhielten die Offiziere der Compagnie ihre Anstellungsdekrete unmittelbar vom Direktorium; seit einigen Jahrdn werden sie aber fast auf eben die Art angestellt, wie die königlichen, um dadurch der Unzufriedenheit und den Unruhen vorzubeugen, welche schon hier und da ausbrachen. Daher erhalten sie vom Könige eine Lokalbestallung, das heißt, sie bekommen einen gewissen Grad, von welchem sie aber bloß in Indien Gebrauch machen dürfen. Wenn sie nun fünf und zwanzig Jahre in diesem Lande gedient haben (während dieser Zeit ist es ihnen erlaubt, drei Jahre in Europa auf Urlaub zuzubringen), so steht es ihnen frei, sich mit Beibehaltung ihres vollen Gehalts in ihre Heimath zu begeben. Allein die Strapazen, welche sie in Indien ausstehen, und ihre ausschweifende Lebensart haben gewöhnlich die Folge, daß sehr wenige nach England zurückkommen, um daselbst ihre alten Tage in Ruhe zu verleben.

Die englische Compagnie hat allen in ihren Diensten stehenden indischen Offizieren, welche Englisch lernen, eine Gehaltszulage anweisen lassen; so auch den englischen Offizieren, welche sich mit dem Studium der in Indien üblichen Sprachen, z. B. des Tamulischen, Malabarischen, Hindostanischen, sogar des Persischen beschäftigen, welches

besonders unter den Großen und Vornehmen, die sich zur mohamedanischen Religion bekennen, ziemlich stark im Gebrauche ist. Diejenigen Offiziere, welche es in diesen Sprachen soweit gebracht haben, daß man sie als Uebersetzer und Dolmetscher gebrauchen kann, bekommen sehr ansehnliche Besoldungen, und müssen den Generaloffizieren, Commissarien u. s. w. sowohl in Civil- als Militärsachen, bei ihren Arbeiten als Sekretäre hülfreiche Hand leisten, oder man bedienet sich ihrer, wie solches jezt auf der Malabarküste geschiehet, die Steuern und Abgaben eintreiben zu helfen. Da aber diese Menschen in immerwährender Zerstreuung leben, und da es ihnen auch an Fleiß fehlt, so ist die Anzahl derer, die es in diesen Sprachen zu einiger Vollkommenheit bringen, sehr unbedeutend; indeß verstehen und sprechen die meisten, gut oder schlecht, das Hindostanische, welches man gewöhnlich, obgleich sehr unrichtig, das Maurische nennet, und wodurch man sich, so wie vermittelst des corrumpirten Portugiesischen, an allen Orten und Enden in ganz Indien durchhelfen kann.

Da ein großer Theil dieser Offiziere selten oder nie in den Fall kommt, die Verhältnisse des häuslichen oder gesellschaftlichen Lebens berücksichtigen zu müssen, die in einem Lande, wo man sich nicht, wie bei uns in Europa, durch allerlei Vergnügungen zerstreuen kann, dem Ungestüm jugendlicher Leidenschaften wenigstens einigermaßen Einhalt thun, und ihnen eine ganz andere

Richtung geben würden, so wählen sie ein eben so trügliches als höchst schädliches Mittel gegen die Unthätigkeit und die mit derselben verschwisterte Langeweile, welches darin besteht, daß sie ununterbrochen fortschwelgen, und sich in den niedrigsten Lastern herumwälzen. Ihre meiste Zeit bringen sie entweder bei der Weinflasche, oder mit lüderlichen Weibspersonen zu, und die Folge davon ist, daß sie in der Blüte ihres Lebens dahin sterben, wiewohl man solches dem Klima in Indien beimessen will, das aber hieran zuverlässig nicht Schuld ist. Ich selbst habe mehrere junge Offiziere gekannt, welche zwar die schönsten Hoffnungen von sich blicken ließen, dabei aber so unbesonnen waren, daß sie sich fast immer nicht nur in Madera und andern Weinen, sondern auch noch in Branntwein und andern starken Getränken berauschten, und dadurch ihre Leibes- und Seelenkräfte in kurzer Zeit gänzlich zu Grunde richteten.

Beim ersten Anblicke scheinet es zwar, als ob der Luxus der in Indien befindlichen Engländer den Eingebornen mancherlei Vortheile gewähre, und ihnen auch wieder zu einem Theile des Geldes verhelfe, das ihnen von denselben entrissen wird; allein das wenige Gute, was allenfalls aus diesem Uebel enspringt, wird offenbar Großbritannien zu Theil. Zu den Montirungsstücken der Offiziere, Soldaten und Seapoys werden schlechterdings keine andern als englische Tücher genommen.

Alle Möbeln, Wagen, Karossen, wie überhaupt alle Produkte der Natur, der Kunst und des Luxus, welche sich, ohne Schaden zu nehmen, über das Meer transportiren lassen, werden aus England nach Ostindien geschaft, so daß es das Ansehen hat, als ob beinahe ganz London nach Madras, Kalkutta und Bombay versezt worden sey. Der Engländer verachtet alle andere Manufakturwaaren, so lange er dergleichen aus seinem eigenen Lande beziehen kann.

Der geistliche Herr am Scheidewege.

(Mit einer Abbildung.)

Jede Wahl kostet Kopfbrechen, besonders aber eine solche, wo die Gaumenlust und Gewissensbisse am Wege lauern. Die Szene, welche hier abgebildet ist, stellt einen irländischen katholischen Geistlichen vor, der zu einer jungen Wittwe gerufen wird, welcher wegen des Todes ihres Mannes einige Skrupel auf dem Gewissen lasten. Vielleicht ist er aus Eifersucht oder Gram gestorben; denn die schöne Wittwe scheint die Treue in der Ehe für nicht vielmehr als ein altes Hausgeräthe zu halten, das man je eher je lieber vor die Thüre wirft. Ein solcher Vor-

wurf, den der Tod eines ehrlichen Mannes veranlaßt, lastet freilich schwer, und das aufgeschreckte Gewissen läßt sich nicht leicht wieder zum Schweigen bringen. Aber ein Geistlicher, besonders ein katholischer, vermag alles, er verwandelt die schwerste Sündenlast in ein Vergnügen, das dem schwachen und gebrechlichen Menschen leicht verziehen werden kann.

Die geistlichen Herren sind in Irland sehr unwissend, ihr Bauch ist ihr Gott und ihre Flasche der Geist, der Leben in ihre träge Maschine bringt. Beim Eintritte erblickt er die schöne Schläferin auf dem Canapee und ein Spanferkel auf dem Tische. Das Leztere ist ein Lieblingsgericht des geistlichen Herren, aber er verachtet auch nicht Cytherens Dienst. Was soll er nun thun? Auf welche Seite soll er sich wenden? Sein Kopf weiß hier keinen Rath; er wendet sich an den Himmel. Dieser soll den Kampf zwischen Fleischeslust und Gaumenkitzel endigen. „Mein Gott! mein Gott! wo soll ich mich zuerst hinwenden?“ Wäre der geistliche Herr kein alter Sünder, den die Erfahrung gewitzigt hat, so würde seine Wahl bald entschieden seyn, allein sein Genuß, seine Lüste sollen Manier und keine Gewissensbisse im Nachgeschmacke haben. Dies macht ihm die Entscheidung so schwer; daher flehet er den Himmel um Erbarmen an; daher weiß er nicht, ob er der Sünderin erst die Sünden abnehmen und die Erlaubniß zu neuen Sünden geben, oder das Spanferkel

verzehren soll. Augen, Nase und Gaumen fühlen sich bei ihm gleich stark angezogen und jeder Sinn will befriedigt seyn.

Der Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Canning.

Für England war Fox's Tod ein Unglück: denn durch ihn wäre sicherlich ein Friede zu Stande gekommen, den kein anderer Minister so vortheilhaft bewirken wird. Der Kaiser Napoleon hatte Zutrauen zu ihm, er schätzte ihn und wußte, daß Fox den Frieden aufrichtig wünsche.

Fox's Charakter war eben so weit von politischer Zweideutigkeit, als von halsstarriger Hartnäckigkeit entfernt: dieser Mann eignete sich daher gar sehr, einen Frieden abzuschließen, der der Welt die Ruhe wiedergiebt, die sie schon so lange entbehrt.

Canning, jetziger Staatssekretär, besitzt viele Kenntnisse in den alten Sprachen, und ist lange Pitt's Privatsekretär gewesen. Bei seinem Eintritt in die politische Welt unterstützte ihn vorzüglich der Lord Hawkesbury, der seine Talente kannte. Als Pitts Sekretär wurde er in alle Geheimnisse der englischen Politik eingeweihet. Oft verfocht er in den Zeitungen Pitts Maaßregeln, und

da ihn Pitt wegen seiner Festigkeit in seinen Entschlüssen sehr hochschäzte, so verschafte er ihm eine Stelle im Parlamente, wo er nicht selten Maaßregeln vertheidigte, die eben so kühn als ungerecht waren. Was er beschlossen hat, von dessen Ausführung schreckt ihn keine Schwierigkeit, keine Gefahr zurück. Ihm ist ganz die alte englische Denkart eigen, die alles Ausländische gering schäzt und jeder Uebermacht durch Energie und Standhaftigkeit Troz bietet. Seine Gesinnung in Ansehung Frankreichs und seines mächtigen Beherrschers hat er mehr als einmal im Parlamente laut und offenherzig erklärt, und hat Frankreich einen geschwornen Feind, so ist es Herr Canning, der in der Ansicht aufgewachsen und zum Manne gereift ist, daß Frankreichs Politik eben so treulos als anmaßend sey und daß die Engländer Feinde der Franzosen seyn müssen. Diese feindselige und schreckliche Ansicht der Verhältnisse zwischen Frankreich und England bestimmt ihn in seinen Maaßregeln, und sein Verfahren als Staatssekretär gründet sich auf die Maxime, daß man Frankreichs Macht brechen und seinen Einfluß auf das feste Land schwächen müsse. Bleibt Canning am Staatsruder, so läßt sich aus seiner Denkart leicht abnehmen, daß der Friede zwischen England und Frankreich noch fern ist. Weltbürgergeist kommt nicht in seine Seele; bloß englischer Patriotismus leitet alles sein Sinnen und Trachten, und wenn auch eine Welt zu Grunde

gehen sollte, so kümmert ihn dies wenig oder gar nicht, wenn England nur seinen Zweck erreicht.

Wie behandeln die Engländer Irland?

Der Engländer wächst in Verachtung der Irländer auf, und aus Stolz und Mißtrauen unterdrückt die englische Regierung Irland. Selbst berühmte Schriftsteller, z. B. Johnson, nähren den Haß der Engländer gegen die Irländer. John Bull sieht sich weit über alles, was Irländer heißt, erhaben, und da einigemal in Irland Aufstände gewesen ist, welche der große Druck veranlaßte, unter welchem zwei Drittheile der Einwohner von Irland seufzen, so bietet die Regierung alles auf, die Irländer im Sklavenjoche zu erhalten. Dieser Druck wird noch durch die übertriebene Gewissenhaftigkeit oder durch die Bigotterie des Königs vermehrt und unterhalten, der durch seinen Krönungseid gebunden zu seyn glaubt, den katholischen Irländern nicht alle Rechte einzuräumen, welche die Protestanten genießen. Dieser ungerechte und gehäßige Unterschied empört, zumal wenn man bedenkt, daß das Eigenthum, das jezt der größte Theil der Protestanten in Irland besizt,

ehemals Katholiken gehörte, und diesen durch Proscriptionen geraubt worden ist.

Schon seit sechs Jahrhunderten werden die Irländer von England als ein unterjochtes Volk behandelt. In den furchtbaren Metzeleien, zu welchen die ungeheuern Bedrückungen der Engländer die Veranlassung gaben, kamen mehr als zwei Drittheile der ursprünglichen Irländer um; der übrige Theil wurde seines Eigenthums beraubt und in das größte Elend gestürzt.

Die Engländer und Schottländer, welche in Irland einheimisch sind, theilen sich in zwei Theile; der Erste ist zwar nicht so zahlreich als der Andere, aber er ist der herrschende und treibt ein Monopol mit allen Stellen und Würden in der Kirche und im Staate. Er ist im Besitze aller großen Güter. Sein Hauptcharakter ist eine große Gleichgültigkeit gegen die Religion; er ist kriechend, und ändert seine Grundsätze mit den Maaßregeln der herrschenden Partei. Der andere Theil ist unter dem Namen der Defenders bekannt, liebt weit mehr die religiöse und politische Freiheit, und hat selbst bisweilen Versuche gemacht, die Irländer aller Sekten mit einander zu vereinigen. Diese beiden Classen von Einwohnern stammen von englischen und schottischen Colonisten her, und haben sich durch wechselseitige Heirathen bis zu einem gewissen Grade mit den Eingebornen vermischt.

Die ursprünglich eingebornen Irländer sind fast



alle katholisch, und machen über zwei Drittheile der Volksmenge des Landes aus. Diese Unglücklichen hat man seit Jahrhunderten mit einer Ungerechtigkeit und Grausamkeit behandelt, welche sich kaum die übermüthigsten Eroberer gegen die verworfensten Sklaven erlauben. Der Druck und das tiefe Elend, unter welchem sie seufzen, und die Unwissenheit, in welcher man sie erhält, haben sie zwar verwildert, aber doch haben sie ihre ursprünglichen Eigenschaften nicht zerstören können. Die Irländer besitzen eine große Lebhaftigkeit des Geistes und des Körpers, einen unbesiegbaren Muth und eine große Standhaftigkeit; Gastfreundschaft, Treue in der Freundschaft, Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit.

Irland hatte sonst sehr viel von den Eingriffe der Engländer in den Handel zu erdulden, durch welche dieser so gut wie vernichtet wurde, und das irländische Parlament war fast ganz von dem englischen abhängig. Da die Irländer diesen Druck sehr hart empfanden, so wurde dies vor einigen zwanzig Jahren abgeändert. Während des amerikanischen Kriegs bewilligte die englische Regierung aus Furcht vor einer französischen Landung die Bildung von Corps von Freiwilligen und bald waren 60,000 Mann gut bewafnet und gut disciplinirt beisammen. Sobald sich diese Macht organisirt hatte, fühlte man auch, daß sie stark genug war, die rechtmäßigen Foderungen der irländischen Nation auf

eine nachdrückliche Weise zu unterstützen. Plötzlich erhob sich ein allgemeines Geschrei, man verlangte die Freiheit des Handels zurück. Diese Foderung wurde bewilligt, und da dieser Versuch gelungen war, so verlangte man auch die Unabhängigkeit des irländischen Parlaments, welche Foderung auch im Jahre 1783 bewilliget wurde. Irland war aber damit noch nicht zufrieden; es verlangte eine Parlamentsreform, eine gleiche Repräsentation und eine öftere Wahl. In den verschiedenen Grafschaften bildeten sich in dem Jahre 1783 verschiedene Versammlungen, die sogar verlangten, daß man auch den Katholiken das Wahlrecht zugestehe; allein diesen Zweck erreichte man nicht, indem die englische Regierung unter den Freiwilligen eine Uneinigkeit bewirkte. Dies war das Mittel, das ihre Politik stets anwandte, um das unglückliche Land im Drucke zu erhalten. Zuerst schlichen sich Agenten der Regierung bei den leichtgläubigsten Protestanten ein, und machten ihnen weis, daß, wenn man zuließe, daß die Katholiken noch länger ihre Waffen behielten, sie die erste beste Gelegenheit ergreifen würden, um die Regierung umzustoßen und die protestantische Religion zu vertilgen. Durch diese und andere treulose Mittel verführte man sehr viele Personen, besonders in der Grafschaft Armagh, wo der Metropolitan seinen Sitz hatte. Nun wurde der Fanatismus rege, und es entstanden Verbindungen, um den Katho-

liken die Waffen mit Gewalt zu nehmen. Mit Anbruch des Tages drangen diese Rotten in die Häuser der Katholiken ein und nahmen ihnen die Waffen weg.

Eine Zeit lang duldeten die Katholiken diese Kränkungen und Beleidigungen; als ihnen aber die Regierung, welche der Urheber dieser Greuel war, weder Gerechtigkeit noch Schutz gewährte, so sahen sie sich genöthigt, ihr Leben und ihr Eigenthum gegen diese Räuber selbst zu vertheidigen und sich unter einander zu verbinden. Sie nannten sich Defenders, und schlugen nicht bloß alle Angriffe der Protestanten glücklich zurück, sondern nahmen auch bald den Protestanten die Waffen selbst weg. Dies war der Ursprung der bis jezt noch fortdauernden Unruhen in Irland, woran nicht das Volk, sondern die Regierung Schuld war.

Da die Katholiken den Protestanten an Anzahl überlegen waren, so wurden sie ihnen bald furchtbar, und obgleich die Regierung sehr leicht Ruhe und Ordnung hätte herstellen können, so blieb sie doch unthätig und verrieth nur dadurch zu deutlich ihre Absichten. Sie wollte die Protestanten zu Ausschweifungen gegen die Katholiken verleiten, und beide gegen einander im höchsten Grade erbittern. Sie versuchte kein Mittel zur Aussöhnung, sondern schickte sogleich Truppen nach Irland, um die Defenders zu zerstreuen und zu entwaf-

men, und das Land wurde bald der Schauplatz aller möglichen Greuel.

Während Irland die gräßlichsten Scenen von Mord und Verwüstung zeigte, bildeten sich zu Belfast und Dublin verschiedene Gesellschaften, die den Namen vereinigte Irländer führten. Sie bestanden größtentheils aus Leuten, welche Handel trieben, und da sie sahen, daß in dem Parlamente, welches allein dem Elende abhelfen konnte, Bestechung herrschte, so vereinigten sie sich, um an einer Vereinigung der Irländer zu arbeiten, weil sie dies für das einzige Mittel hielten, eine Parlamentsreform zu bewirken, und die Freiheit der Katholiken zu erhalten.

Diese unerwartete Vereinigung wurde bald furchtbar, und machte die Regierung besorgt und unruhig. Sogleich erhielt nun die große Jury den Befehl, sich für das Uebergewicht der Protestanten zu erklären; auch ließ man in mehrern Grafschaften Gesellschaften errichten, um Uneinigkeiten zu bewirken und die Katholiken zu verfolgen. Die Patrioten thaten den Vorschlag, eine Zusammenkunft zu halten, weil dies das beste verfassungsmäßige Mittel sey, die Wünsche der Nation kennen zu lernen. Die Ausführung dieses Vorschlags konnte die Regierung zwar nicht verhindern, allein sie war kühn genug, eine Bill durchgehen zu lassen, nach welcher die Versammlung von abgeordneten Corps verboten wurde. Da gerade damals der Krieg mit Frank-

reich ausbrach, so glaubte man, die Regierung werde auf gewaltthätige Maaßregeln Verzicht thun, ja sie werde vielleicht sogar einwilligen, daß sich eine gewisse Anzahl von Freiwilligen bewafne; wider Erwarten aber wurde durch eine Bill jede bewafnete Verbindung untersagt, und die Regierung sezte lieber Irland einem Einfall aus, als daß sie die Unterdrückung der Irländer aufgab.

Die Unruhen, welche die Agenten der Regierung erregt hatten, um eine Entzweiung in Irland zu bewirken, waren endlich im Jahre 1794 zu einem so hohen Grade gestiegen, daß die Regierung es selbst fühlte, es sey unmöglich, die Ruhe selbst mit Strenge wieder herzustellen. Aus diesem und andern Gründen führte das Ministerium eine populäre Administration in Irland ein, welche es mit der Gewalt versah, dem Volke einiges nachzugeben. Der Lord Fitz-William wurde zum Vicekönig in Irland ernannt, und kaum war er angekommen, so erhielt er aus allen Theilen des Reichs Adressen, worin man ihm die Anhänglichkeit des Volks an die Verfassung bezeigte und zugleich um eine Parlamentsreform und die völlige Befreiung der Katholiken bat. Das irländische Unterhaus rechnete auf die Versprechungen der Regierung, und da es auf diese Art gar nicht zweifelte, alle Rechte wieder zu erhalten, so bewilligte es mit einer beispiellosen Großmuth alle verlangten Subsidien, Auflagen u. s. w. Kaum aber hatte das englische Ministerium erhalten, was es wünschte,

so wurde auch Fitz-William aus Irland zurückgerufen und an die Befreiung der Katholiken und an eine Parlamentsreform wurde gar nicht weiter gedacht.

Umsonst klagten die Irländer laut, daß man ihnen kein Wort gehalten habe; das Ministerium würdigte ihre Klagen nicht einmal einer Antwort. Die Irländer bildeten daher Gesellschaften und legten den strengen verfassungsmäßigen Eid ab, mit Beharrlichkeit dahin zu arbeiten, daß unter Irländern von jeder Religion brüderliche Einigkeit herrsche, und eine gleiche vollständige Volksrepräsentation zu Stande komme. Bald entstanden in allen Gegenden des Reichs solche Gesellschaften, aber die Regierung faßte wieder den Entschluß, sie aufzulösen und zwar dadurch, daß sie von neuem die Protestanten gegen die Katholiken bewafnete und selbst Truppen nach Irland schickte. Zuerst wurden die fanatischen Räuber der Grafschaft Armagh wieder aufgehezt, und um die Protestanten, welche den Frieden liebten, desto leichter zu betrügen, nannte man diese Räuber Orangisten; eine Benennung, welche die Vertheidiger der Regierung und der protestantischen Religion desto deutlicher bezeichnen sollte. Die Orangisten verbanden sich untereinander durch einen Eid, nicht die Constitution, sondern die gegenwärtige Regierung zu vertheidigen und alle Katholiken des Königreichs Irland zu ermorden. Ungestraft begiengen nun diese Räuberhorden alle Arten

von Ausschweifungen, und verbreiteten überall Verheerung und Tod. Zu gleicher Zeit überschwemmten die englischen Truppen ganz Irland, und wenn sie auch an wilder Grausamkeit die Orangisten nicht übertrafen, so kamen sie ihnen doch gewiß gleich. Plünderung, Mord und Brand wütheten jezt in Irland; in der einzigen Grafschaft Armagh hatten die Orangisten in einem Monate die Wohnungen von sieben hundert katholischen Familien in die Asche gelegt. Tausende von Irländern wurden erschossen, und oft sahe man, daß Offiziere, ja selbst Obristen mit kaltem Blute unbewafnete Menschen niedermetzelten. Man durfte nur etwas verdächtig seyn, um ein Opfer dieser barbarischen Hinrichtungen zu werden. Zwar war die Regierung nie so frech, dies wilde unmenschliche Verfahren öffentlich gutzuheißen; gewiß aber ist es, daß sie der einzige Urheber dieser Abscheulichkeiten war, da sie nicht das geringste that, dem Wütrichen Einhalt zu thun oder sie nur zu tadeln.

Am Ende des Juli 1797 schien man endlich vom Blute gesättiget zu seyn, und bot allen denen Verzeihung an, welche als vereinigte Irländer ihre Fehler bekennen und den Eid des Gehorsams schwören würden. Da alle Katholiken als vereinigte Irländer behandelt wurden, so meldeten sich auch alle zur Ablegung des Eides; allein demohngeachtet ließ die Verfolgung nicht nach, und man sahe, daß der Zweck der Amnestie bloß der war, auch

unter den Katholiken eine Spaltung zu bewirken. Die Proclamation des Generals Lake wurde das Signal zu den fürchterlichsten Abscheulichkeiten. Eine unendliche Menge Irländer wurde todtgeschossen; ganze Dörfer wurden in die Asche gelegt, und ihre Einwohner fielen unter der Schärfe des Schwertes.

Nirgends leisteten die Irländer Widerstand, und nie haben sie die Absicht gehabt, sich mit Gewalt zu widersetzen. Ueberall hatten die in den Grafschaften zerstreuten Truppen Haussuchung gethan und die Waffen weggenommen; selbst Gräber wurden von ihnen nicht verschont. Alle diese Abscheulichkeiten sahe die englische Nation mit einer stumpfen Gleichgültigkeit an; nur der Lord Moira vertheidigte die unglücklichen Irländer, und sprach gegen die grausamen Maaßregeln, welche die Regierung gegen Irland ergriffen hatte. Die Abscheulichkeiten, die man sich gegen Irland erlaubte, brachten die Irländer endlich zur Verzweiflung. Die Greuel, die man da begieng, übertrafen alles, wovon dieses unglückliche Land jemals der Schauplatz gewesen war. In dem Augenblicke, wo alles in Irland unter dem Kriegsgesetze stand, und das Land von 160,000 Mann theils regulärer Truppen, theils Landmiliz überschwemmt war, brachte man eine Vereinigung der Parlamente beider Königreiche zu Stande. Die Irländer waren zwar dagegen, aber ihre Bitten wurden nicht gehört.

Der Zustand Irlands ist der kläglichste, den man sich nur vorstellen kann. Fast das ganze Land, ein Stück des nördlichen Theiles der Insel und Leinster ausgenommen, befindet sich in dem nämlichen Falle, wie die Berge und Inseln von Schottland. Die großen Gutsbesitzer sind abwesend; auf dem Lande giebt es nur zwei Classen von Einwohnern, Pachter und Unterpachter und katholische Bauern und ihre Priester. Von ihren Verpachtungen verpachten nun die Pachter und Unterpachter um einen sehr hohen Preis und zwar bloß auf ein Jahr an katholische Bauern ein kleines Stück Land, wo diese elende Erdhütten aufbauen, und wenn gleich in Irland keine legale Dienstbarkeit Statt findet, so sind die unglücklichen Bauern doch nicht besser daran als Leibeigene. Die Pachter und Unterpachter fodern nicht nur persönliche Dienste und starke Zinsen von ihnen, sondern sie lassen ihnen auch selten länger als ein Jahr das Stückchen Land, welches sie ihnen verpachtet haben und das meistentheils in der Nähe eines sumpfichten Moors liegt. Hat der unglückliche Bauer mit der größten Anstrengung und Mühe sein Feld bearbeitet und in Ordnung gebracht, um sein Leben kümmerlich erhalten zu können, so jagt man ihn wieder fort, und er muß nun wieder eine andere unbearbeitete Strecke Landes bearbeiten, um auch von dieser wieder fortgejagt zu werden.

Die Wohnungen dieser Bauern sind elende Hütten von

Erde und Rasen und mit Heide und Kartoffelkraut gedeckt, oft sind sie aber auch ganz in der Erde. Die meisten haben weder Fenster noch Kamine, und ihre Bewohner werden von Rauch und Nässe geplagt. Alles lebt hier unter einander; Mann, Frau, Kinder, Schweine, Kälber und Hühner. Die nämliche Stren, auf der die Familie schläft, dient auch dem Vieh zum Lager; oft sieht man auch beide zusammen ganz ruhig ihre Kartoffeln verzehren.

Das irländische Landvolk lebt in dem elendesten Zustande. Ohne Strümpfe, ohne Schuhe, kaum zur Hälfte mit schmutzigen Lumpen bedeckt, können sie sich weder vor der Kälte noch vor der Nässe schützen. Hemden sind unter ihnen selten, und der Schmutz ist ihnen bei ihrem gräßlichen Zustande zur Gewohnheit worden.

Bei der elenden Wohnung eines irländischen Bauers liegt ein kleines Kartoffelfeld und etwas Weide, um eine oder zwei Kühe zu ernähren. Kartoffeln und Milch machen die einzige Nahrung der Irländer aus; doch müssen sie auch oft die Milch zur Butter aufsparen, um etwas Geld zu lösen. Fleisch und Brod kommt nie über ihre Zunge, und wenn sie ja etwas Geld erübrigen, so vertrinken sie es in Wiski. Die einzige Freude, welche die armen irländischen Bauern genießen, ist die Heirath; sie heirathen daher auch sehr jung. Viele Frauenzimmer sind schon im sechszehnten Jahre Mütter, und in jedem Hause findet man eine

Menge Kinder. So ist das Schicksal von mehr als drei Millionen Menschen beschaffen, welche der englischen Constitution unterworfen sind, die man für die beste unter allen möglichen Constitutionen erklärt hat. Man sollte beinahe glauben, die Engländer hielten Irland bloß in der Absicht in diesem kläglichen Zustande, um die Irländer zu nöthigen, auf ihren Schiffen zu dienen, wo die Irländer einen großen Theil der Matrosen ausmachen. Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß die Irländer träg, faul und widerspenstig sind, so ist doch bloß die Sklaverei und das Elend Schuld daran, in dem man sie erhält.

